

*Schramm*

SONDERDRUCK AUS

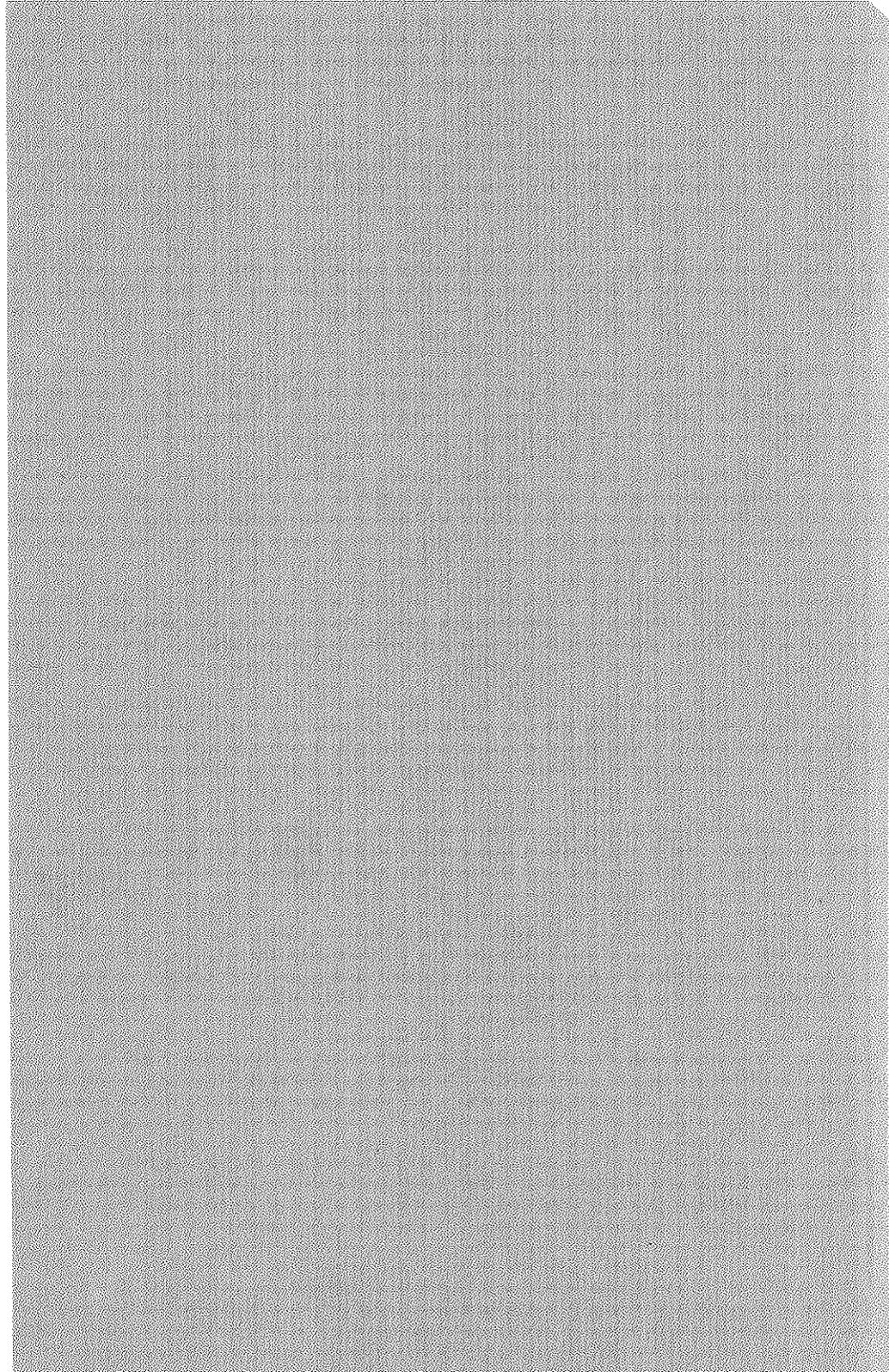
# HISTORISCHE ZEITSCHRIFT

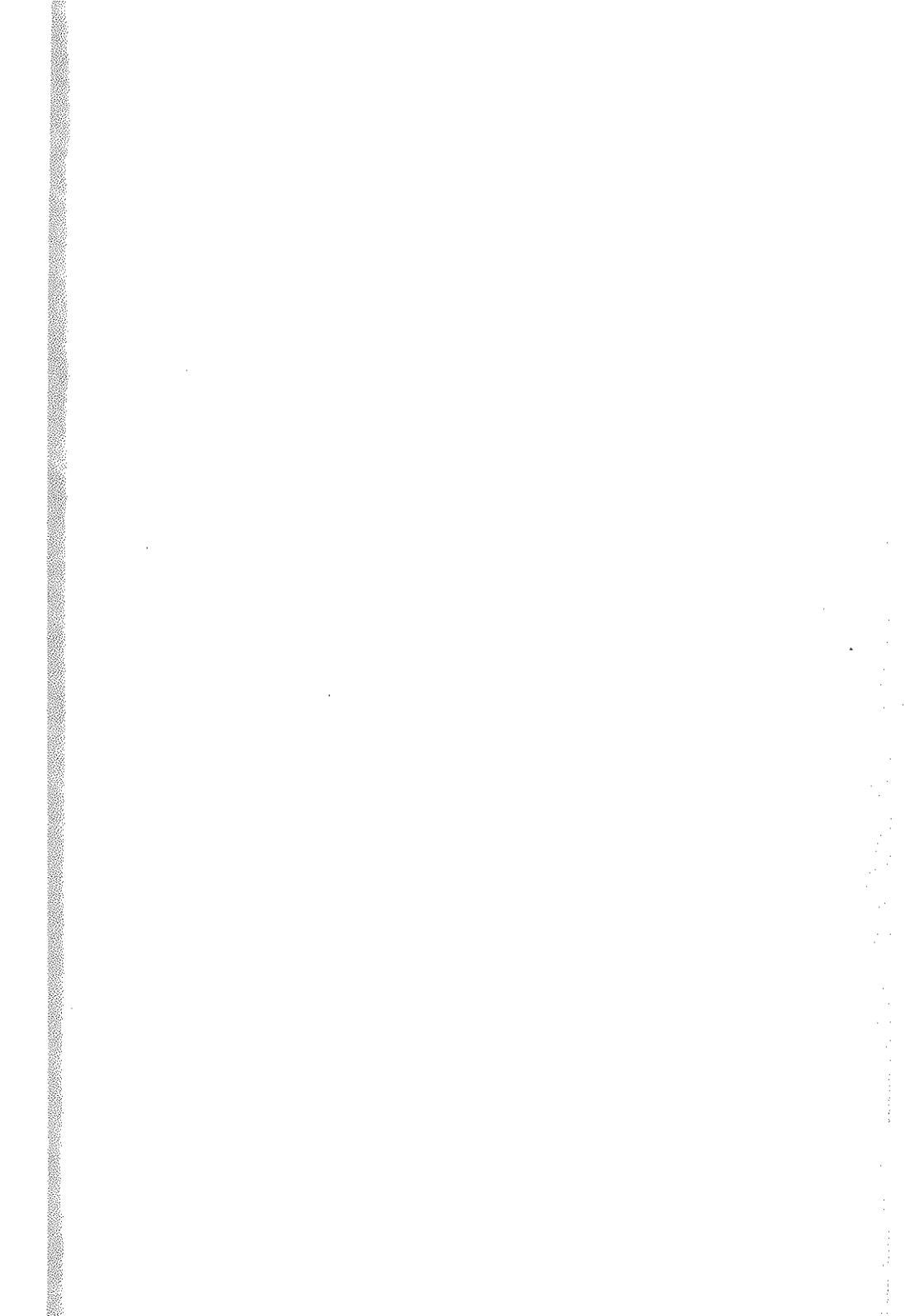
HEFT 198/2, APRIL 1964

*Zsh 2004/208*



R. OLDENBOURG VERLAG MÜNCHEN





## KARL DER GROSSE

Denkart und Grundauffassungen — Die von ihm bewirkte Correctio  
(„Renaissance“)

VON

PERCY ERNST SCHRAMM\*)

DER erste Frankenkaiser mußte schon im Mittelalter für nationale Aspirationen herhalten und hat auch noch in der neueren Zeit ein Streitobjekt zwischen den Franzosen und den Deutschen gebildet. Nach der im Jahre 1961 vollzogenen Wendung in der großen Politik besinnen wir uns auf das Faktum, daß es einmal hundertfünfzig Jahre lang weder französische noch deutsche Geschichte gab, sondern nur fränkische, daß also Karl der Große weder den Franzosen noch den Deutschen, sondern beiden gemeinsam gehört.

Vieles ist gerade in den letzten Jahren geleistet worden, um die Zeit des ersten abendländischen Kaisers zu erhellen; aber es fehlt eine historische Darstellung, die die Forschung zusammenfaßt und zugleich den heute zu stellenden historiographischen Ansprüchen gerecht wird. Aber wir dürfen sie erwarten, da François L. Ganshof, der bereits zahlreiche Vorarbeiten veröffentlicht hat, sie vorbereitet<sup>1)</sup>.

Meine Aufgabe sei genau eingegrenzt. Es soll versucht werden, aus Karls Denkart und aus seinen Grundauffassungen das herauszuheben, was für ihn persönlich bezeichnend ist — für ihn als einen zwar zeitgebundenen, aber doch einmaligen Menschen mit besonders gearteter Persönlichkeit. Das tritt bei kaum einem Menschen unmittelbar heraus und bei einem Herrscher erst recht nicht. Wir lassen daher zunächst Karl auf uns als König wirken, betrachten ihn darauf mit den Augen der Männer an seinem Hof, besonders der Geistlichen, und tasten uns dann an das heran, was ihn als Menschen mit individueller Denkart charakterisiert. Abschließend blicken wir auf das, was Karl im Bereich der Kultur erstrebte und erreichte.

\*) Dieser Vortrag wurde niedergeschrieben für die Sondersitzung des „Ordens Pour le Mérite für Wissenschaften und Künste“ in der Berliner Kongreßhalle am 7. Dezember 1962, konnte dort aber nur in gekürzter Form vortragen werden. In dieser wird das Jahrbuch des Kapitels meine Ausführungen abdrucken. Ich bin daher dem Herrn Herausgeber zu Dank verpflichtet, daß er mir die Gelegenheit gibt, die Fachgenossen mit der vollständigen Niederschrift und meinen Belegen bekannt zu machen.

<sup>1)</sup> François L. Ganshof, mit dem ich seit einem Menschenalter verbunden bin, nahm als auswärtiges Mitglied des Ordens an der Sitzung teil. Daß er meinen Grundgedanken zustimmte, war für mich der beste Lohn.

## I. Karl als König

Wir beginnen mit Äußerlichkeiten, die jedoch keine Äußerlichkeiten sind; denn wie ein Mensch sich der Öffentlichkeit stellt, ob er sie beherrscht, ob er sich für sie unter innerem Zwang zurechtmacht oder ihr ausweicht, vermittelt ja bereits einen Einblick in sein Inneres.

Karl war vier Jahre alt gewesen, als sein Vater Pippin den letzten Merowinger ins Kloster geschickt und sich selbst zum König gemacht hatte. Mit sieben Jahren hatte Karl — zusammen mit Vater und Bruder — von der Hand des Papstes die Salbung empfangen. Mit einundzwanzig Jahren hatte er — zusammen mit dem Bruder — die Nachfolge angetreten, und da dieser bereits im Jahre 771 starb, war er, nunmehr vierundzwanzig Jahre alt, fortan Alleinherrscher im Frankenreich. Nie erhob sich irgend jemand, um ihm die Krone streitig zu machen; denn niemand war da, der auch nur einen einigermaßen plausiblen Rechtsgrund hätte vorbringen können. Das heißt: Karl war es von seiner Jugend an selbstverständlich, daß er der Herrscher war, und allen seinen Untertanen war das ebenso selbstverständlich. Das gab ihm für sein ganzes Leben eine innere Sicherheit und Selbstverständlichkeit, wie sie selbst bei Herrschern selten ist. Karl lebte sich nicht in die Königsrolle hinein, er war vielmehr der König und konnte gar nichts anderes sein.

Dazu gehörte ein ausgesprochenes Gefühl für das, was dem Königsamte ziemte.

König Pippin hatte sich vor der Schwelle des Klosters St. Denis begraben lassen, wo jeder Bettler über ihn hinwegschritt, jeder Regen auf ihn herabrann; der Sohn bog diesen extremen Ausdruck des Gefühls der Sündhaftigkeit ab, indem er über dem Grab eine Vorhalle ausführen ließ, die durch sein und Pippins Bild sowie Verse verziert wurde: Wer fortan das Kloster betrat, wurde daran erinnert, daß er über den Leib eines gesalbten Königs hinwegschritt<sup>1)</sup>. Pippin hatte, als zum erstenmal ein Papst einen fränkischen König aufsuchte, zu Fuße gehend, dessen Pferd am Zaume geführt; als Karl im Jahre 799 den Papst Leo III. in Paderborn zu begrüßen hatte, empfing er ihn hoch zu Roß, inmitten seiner im Kreise aufgestellten Franken<sup>2)</sup>: ein König, der wußte, daß er ein König war und ein König blieb, auch wenn das Haupt der Kirche sich ihm

<sup>1)</sup> P. E. Schramm, Karl d. Gr. im Lichte der Staatssymbolik, in: Karoling. und otton. Kunst, Wiesbaden 1957 (Forschungen zur Kunstgesch. u. christl. Archäologie III), S. 18.

<sup>2)</sup> Vgl. zum Sachlichen H. Beumann, Die Kaiserfrage bei den Paderborner Verhandlungen von 799, in: Das erste Jahrtausend, Textband I, Düsseldorf 1962, S. 296—317 (S. 303 über Pippin); über meine abweichende Auslegung des Vorganges s. unten S. 330 Anm. 2.

nahte. Andererseits mußte der Herzog Arichis von Benevent zur Bekräftigung Karl seine Krone ausliefern<sup>1)</sup>, mußte der Herzog Tassilo von Bayern, der sich gegen den Frankenherrscher empört hatte, aber sich gleichfalls unterwarf, dem Sieger öffentlich den Kniekuß leisten<sup>2)</sup>, nicht aus Rachegefühl, das die Demütigung des Gegners heischte, sondern weil die gestörte Rechtsordnung wieder sichtbar eingerenkt werden mußte.

Je länger Karl regierte, um so mehr Gesandtschaften aus fremden Ländern fanden sich an seinem Hofe ein; Karl empfing sie mit Krone, goldener Fibel und Prunkschwert, sein Ornat reich mit Edelsteinen besetzt. Am Alltag ganz nach fränkischer Sitte gekleidet, entfaltete er also bei besonderem Anlaß einen Luxus, in dem kein abendländischer Herrscher ihn übertraf. Als Karl den Papst in Paderborn zu begrüßen hatte, schmückte sein Haupt ein Goldhelm. Trug er bei solchen Anlässen bereits die an die Stelle des schlichten Reifens tretende, dem Prunkhelm verwandte Bügelkrone mit einer darunter getragenen seidenen Kappe, deren tieferer Sinn war, daß der Herr des Okzident nicht hinter dem byzantinischen Kaiser zurückstehen wollte? Es spricht manches dafür, daß es bereits Karl war, der diese Neuerung herbeiführte<sup>3)</sup>.

Es wäre jedoch ein völliger Fehlschluß, wollte man folgern, Karls Herz hätte nach Art der Barockfürsten an solchem Prunk gehangen. Nein, er wandte nur das Erforderliche auf, weil sein Ansehen und das seines Reiches — in seinen Augen war das dasselbe — solche Prunkentfaltung erforderte.

Die Kehrseite bildet, daß Karl es übel vermerkte, wenn jemand sich etwas zulegte, was seinem Stand und Amt nicht zukam. Alkuin, der seinen Herrn ja genau kannte, warnte deshalb den Erzbischof von Canterbury, der auf der Rückreise von Rom Karl besuchen wollte, er solle Sorge tragen, daß seine Begleiter nicht mit Gold oder

<sup>1)</sup> So berichtet Leo von Monte Cassino I cap. 12 (Mon. Germ., Script. VII, S. 589); die anderen Zeugnisse sagen allerdings nichts davon.

<sup>2)</sup> *Versus Hibernici exulis* (Mon. Germ., Poet. lat. I, S. 399); vgl. dazu A. Gauert, *Das Zepter Herzog Tassilos III.*, im Deutschen Archiv 18, 1962, S. 221.

Über Tassilos Absetzung s. auch P. Stollenmayer, O. S. B., *Das Grab Herzog Tassilos III. von Bayern, o. O. u. J.* (Krems 1961), S. 5f. Vgl. im übrigen hier und im folgenden S. Abel, *Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl d. Gr.*, 2. Aufl. von B. v. Simson, Leipzig 1883.

<sup>3)</sup> P. E. Schramm, *Die Bügelkrone, ein karolingisches Herrschaftszeichen*, in der Festschrift für K. G. Hugelmann, hg. von W. Wegener, II, Aalen 1959, S. 561—578. Als Bildzeugnis kommt jetzt noch das neuerdings in Ellwangen bei Renovierungsarbeiten entdeckte Kästchen aus der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts hinzu.

Seidengewändern vor dem König erschienen, sondern so, wie es die Sitte der Knechte Gottes sei: mit bescheidener Gewandung<sup>1)</sup>. Dazu paßt die Anekdote, daß Karl einen Bischof, der ihn während eines Kriegszuges vertrat und es gewagt hatte, den Königsstab als Bischofsstab zu benutzen, wegen solcher Verderbnis durch unangemessenen Ehrgeiz öffentlich bloßstellte<sup>2)</sup>. Jedem, was ihm von Amtes wegen gebührte: nicht mehr, aber auch nicht weniger; alles mußte seine Ordnung haben.

Für Karl war es daher von seinem Regierungsantritt an selbstverständlich und wurde es von Jahr zu Jahr mehr, daß ihm — wo immer er erschien — Respekt und Gehorsam erwiesen, sein Lob dankbar hingenommen, sein Tadel schwer empfunden wurde. Wie sehr sich Karls Autorität bis an die Grenzen seines Reiches auswirkte, läßt der Bericht des nach Benevent entsandten Abtes Maginarius von St. Denis erkennen, der bei den Verhandlungen mit dem Herzog zu keinem Erfolg gekommen war und nun seinem Herrn lang und breit auseinandersetzte, daß das nicht an ihm gelegen habe, daß von ihm vielmehr das Menschenmögliche versucht worden sei — man sieht den Schreiber, durch eine Riesenentfernung getrennt von seinem Herrn, geradezu zittern vor peinlichen Rückfragen und schlechter Zensur<sup>3)</sup>.

Solche ausgeglichene Selbstsicherheit erlaubte es Karl andererseits, im Kreise seiner Vertrauten ein freundlicher und gütiger Herr zu sein. Sandte ihm Paulus Diaconus ein Geschenk mit einem Gedicht von heiterer, spielerischer Art, dann erhielt er unter Karls Namen einen Dank von gleicher Art. Die Philologen haben nachgewiesen, daß für die Gegenverse gelegentlich ältere Dichter ausgeplündert wurden<sup>4)</sup>. Man wird sich die Abfassung so vorzustellen haben, daß Karl entweder einen aus seiner Umgebung mit der Abfassung eines Dankgedichtes beauftragte oder daß die Verse des Paulus an der Tafel verlesen, erläutert und belacht wurden, woraus sich dann zwanglos ein Dankgedicht ergab, in dem der eine diesen, der andere jenen Vers — frei erfunden oder auf das Schulwissen gestützt — beisteuerte. Karl, als das Oberhaupt der Tafel,

<sup>1)</sup> Mon. Germ., Epist. IV (aevi Karol. II), S. 375: Alcuini epist. Nr. 230 (a. 801).

<sup>2)</sup> Notkeri Balbuli Gesta Karoli Magni imp. I cap. 17 (ed. H. F. Haefele, 1959, S. 21 f.; Mon. Germ., Script. rer. Germ., N. S. XII).

<sup>3)</sup> Mon. Germ., Epist. III (aevi Carol. I), S. 655—657: Appendix Nr. 2 (a. 788).

<sup>4)</sup> Karl Neff, Die Gedichte des Paulus Diaconus, Kritische und erklärende Ausgabe, München 1908 (Quellen u. Untersuchungen zur lat. Philol. des Ma.s III, 4). Er nimmt an, daß Karl sich auch selbst im Dichten versuchte (S. 136).

wird dieses Spiel des Geistes mit Schmunzeln verfolgt haben; denn er war so weit im Lateinischen geschult, daß er zu folgen vermochte.

Daß Karl den Männern seiner Umgebung gelegentlich geradezu einen Schabernack spielte, wenn er sie auf irgendeiner menschlichen Schwäche ertappt hatte, bekundet eine Anekdote, die im Kern wahr sein wird<sup>1)</sup>: einem eitlen Bischof, der „überaus begierig nach unnützen Dingen“ — wir würden heute sagen: nach Kuriositäten — war, verkaufte auf Karls Geheiß ein Kaufmann eine gewöhnliche Maus, mit verschiedenen Spezereien bereitet und in ein Seidentuch eingeschlagen, als ein kostbares, noch nie gesehenes Tier für ein volles Maß Silber; dieses Geld lieferte er dann beim König ab, der nun den Bischof öffentlich beschämte.

Das war Entspannung nach arbeitsreichem Tag. Das Allerbezeichnendste an Karl ist aber, daß er immerfort tätig war und alles, was er tat, intensiv durchführte. Schon beim Anziehen entschied er Gerichtsfälle, die der Pfalzgraf allein nicht zu erledigen wagte, und im Alter, als er nachts nur noch stundenweise schlief, benutzte er das Wachsein, um zu lesen oder in die unter dem Kopfkissen liegende Wachsschreibtafel mit dem Griffel Eintragungen zu machen<sup>2)</sup>.

Als Gegengewicht gegen die vielen Besprechungen, Audienzen und was das Amt sonst von ihm verlangte, brauchte Karl intensive körperliche Betätigung, also Jagd, Reiten und Schwimmen<sup>3)</sup>. Er huldigte also — so würden wir heute sagen — dem Sport und war auch bei diesem mit der ihm eigenen Intensität beteiligt. Er beschämte gelegentlich — auch dieser Anekdote wird man trauen dürfen — seine zu einer Jagd kostbar gekleidet angetretenen Begleiter, indem er sie so durch dick und dünn führte, daß sie mit zerrissenen Gewändern nach Hause zurückkehrten<sup>4)</sup>.

Diese Vitalität zeichnete sich auch in Karls Familienleben ab. Bekannt sind fünf Konkubinen und neun nicht vollbürtige Kinder. Karl war nicht mehr — wie er geplant hatte — dazu gekommen, deren Erbteil sicherzustellen; es fehlt daher eine vollständige Liste — sie wäre vermutlich noch länger. Die Kirche sah solches Treiben

1) Notker Balbulus I cap. 16 (a. a. O. S. 19 ff.).

2) Hier und an anderen Stellen, die ich nicht genauer nachweise, beziehe ich mich auf Einhards „Vita Karoli Magni“. 6. Ed. (hg. von O. Holder-Egger; Mon. Germ., Script. in us. schol. 1911, mehrfach neu gedruckt).

3) Notker Balbulus II cap. 9 (a. a. O., S. 64): Harun al-Raschid hat gehört, daß Karl „assiduitate venandi et infatigabili studio corpus et animam exercendi cuncta, quae sub caelo sunt, consuetudinem habet edomandi“.

4) Ebd. II cap. 17 (a. a. O., S. 86 f.).

Reliquien gewährleisteten Schutz: Karls Steinthron in Aachen ist so eingerichtet, daß von der nicht völlig geschlossenen Rückwand aus eine größere Reliquie — vermutlich die erhaltene Stephansbursa — unter den Sitz geschoben werden konnte<sup>1)</sup>, und in sein Grab wurde dem Kaiser ein Reliquiar mitgegeben, das neuerdings wieder der Forschung zugänglich gemacht worden ist<sup>2)</sup> — bei Lebzeiten wird es Karl auf der Brust getragen haben. Das heißt: Karl war reliquiengläubig wie seine Zeit und noch die folgenden Jahrhunderte: die beiden großen Reliquiensammler des späten Mittelalters, Kaiser Karl IV. und der Kardinal-Erzbischof Albrecht von Mainz († 1545) aus dem Hause Hohenzollern, sind in dieser Beziehung noch Geistesverwandte des Frankenherrschers.

In diesem Zusammenhang sind auch die zahlreichen Geschenke anzuführen, die Karl den Kirchen darbrachte: dem Papste spendete er für Sankt Peter einen Kronleuchter, ein Kreuz, Balken für die Erneuerung des Daches und bei anderem Anlaß zwei Pferde. Das Kloster St. Denis erhielt ein Kreuz in Mannesgröße und der Abt Benedikt von Aniane ein Stück vom Kreuze Christi, ein Reliquiar mit Reliquien der Apostel, Gürtel und Schwerter, einen Stab, Kelche und andere liturgische Geräte<sup>3)</sup>. Das sind einige herausgegriffene Belege; in Wirklichkeit tat Karl natürlich noch viel mehr, als schriftlich bezeugt ist, war er doch unermüdlich damit befaßt, sich das Wohlwollen der Heiligen zu sichern. Das lag jedoch allen mittelalterlichen Herrschern am Herzen; die einen taten mehr, die anderen weniger, jeweils nach ihren Möglichkeiten, Karl besonders viel, da er sehr reich war.

Ein Sohn seiner Zeit war Karl schließlich auch in der Art, wie er dafür sorgte, daß für ihn zu seinen Lebzeiten und nach seinem Abscheiden gebetet wurde. In die Gebetsbruderschaften der Klöster, bei denen sich altchristliche Vorstellungen mit dem germanischen Genossenschaftsgedanken verbanden, konnten schon im 8. Jahrhundert Laien aufgenommen werden, die sich verdient gemacht hatten oder durch Stiftungen die Aufnahme bewirkten<sup>4)</sup>. Für keinen

<sup>1)</sup> Ebd. Nr. 1 (genauer und mit weiterer Lit. Ders., Herrschaftszeichen und Staatssymbolik I, Stuttgart 1954, S. 337f.).

<sup>2)</sup> Ebd. Nr. 17.

<sup>3)</sup> Ebd. S. 84.

<sup>4)</sup> A. Ebner, Die klösterlichen Gebetsverbrüderungen, Regensburg 1890; Die Kultur der Abtei Reichenau, I. Halbband, München 1925, S. 291ff., S. 418f. (hier über Memorien); vgl. dazu die „*Libri confraternitatum*“ in der Reihe der Mon. Germ. Weitere Lit. bei H. E. Feine, Kirchliche Rechtsgesch. I, Weimar 1954, S. 315, Anm. 7 (s. auch S. 136).

Karl empfand in dieser Hinsicht wie alle Herrscher nach ihm: ihr Denken kreiste um die Ehre des Geschlechts, und so ansehnlich es auch sein mochte, sie waren darauf bedacht, es mit noch hellerem Glanz zu umgeben. Man braucht nur an den Kaiser Maximilian I. zu denken, der auf der von Dürer entworfenen „Ehrenpforte“ die Habsburger auf den Frankenkönig Chlodwig zurückleiten ließ und sich in Innsbruck eine Grablege schuf mit den ehernen Standbildern seiner Vorfahren, den wahren und den angesippten wie dem König Artus. Ja, in dieser Hinsicht bedeutet nicht einmal der Beginn der Neuzeit einen Einschnitt.

## II. Karl als Christ

Bisher war nur von Karl als König die Rede; aber da er immer König war, selbst auf der Jagd oder beim entspannenden Gedanken-spiel im Kreise der Vertrauten, ist damit auch schon etwas über den Menschen Karl gesagt. Aber selbst ein Mann von so angeborener, selbstverständlicher Sicherheit im Herrschen war natürlich nicht nur König.

Wir tasten uns an sein Inneres heran und fragen: War Karl der Große ein guter Christ? Stand er als solcher in seiner Zeit, oder hob er sich über sie hinaus?

Wir haben einen ungefähren Überblick über die Reliquien, die zu besitzen Karls Enkel, der Kaiser Lothar I., sich rühmen konnte. Sie ist lang, und bei der Mehrzahl ist anzunehmen, daß sie bereits dem Großvater gehört hatten<sup>1)</sup>. Außerdem liegen noch zwei handgreifliche Beweise vor für Karls Zutrauen zu dem durch

---

römische Kaisername, den sowohl die Westgotenkönige als auch die Langobardenherrscher sich zugelegt hatten, und die Anicier waren das bekannteste römische Adelsgeschlecht der Spätantike, dem u. a. auch Boethius entstammte; ihm wurde kaiserliche Herkunft zugeschrieben.

Vgl. D. Schaller in: *Medium Aevum Vivum*. Festschrift für Walter Bulst, Heidelberg 1960, S. 37f.

Die „Ansippung“ Davids, die sich bereits in der Zeit Pippins vorbereitet und für Karl von etwa 794 an eine Rolle spielt, bleibe hier unberücksichtigt, da sie über den diesem Vortrag gesteckten Rahmen hinaus- und in den politischen Raum hinüberführen würde (vgl. dazu Paul Lehmann, *Erforschung des Mittelalters I*, Stuttgart 1959, Neudruck von 1941, S. 157; H. v. Fichtenau, *Byzanz und die Pfalzkapelle zu Aachen*, in den *Mitteil. des Österr. Inst. für Gesch.forschung* 59, 1951, S. 28—31; J. Fleckenstein, *Die Bildungsreform Karls d. Gr.*, Bigge-Ruhr 1953, S. 37f. und Hugo Steger, *David Rex et Propheta*. Nürnberg 1961 = *Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwiss.* VI, S. 126ff.).

<sup>1)</sup> P. E. Schramm—Florentine Mütherich, *Denkmale der deutschen Könige und Kaiser, 800—1250*, München 1963, S. 25f.

Prinzip nur als Aushilfe herangezogen wurde). Übrig bleibt noch der Februar, der den hier zuerst nachweisbaren, aber wohl nicht neu geprägten Namen „Hornung“ erhielt, der auf die Tatsache zielte, daß dieser Monat kürzer ist als die übrigen<sup>1)</sup>.

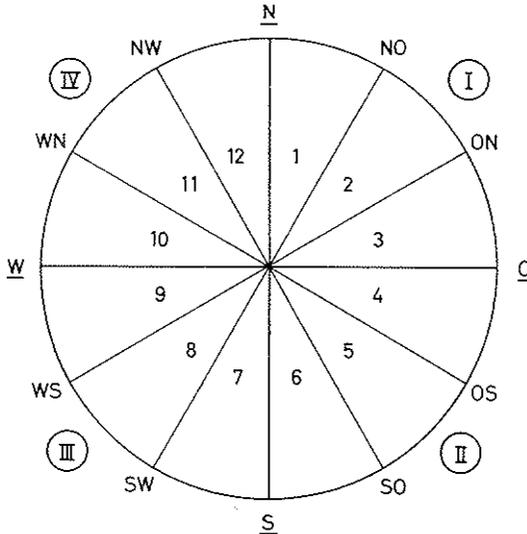


Abb. 1: Die Gliederung der Windrose (in 12 Sektoren geteilt).

Es drängt sich dem Betrachter für solches Vorgehen das Wort „rational“ auf; aber es sei vermieden. Man hat zwar die (mit dem 18. Jahrhundert gekoppelte und dadurch zu einem Eigennamen

S. 150ff., bes. S. 151, Z. 16ff.: „Nonne . . . mensibus singulis pro qualitate temporum, quid unusquisque deferat, quibusdam nudas, quibusdam seminudas, quibusdam etiam indutas diversis vestibus figuras dant . . .“ Zu den Personifikationen s. auch unten S. 338 f.

<sup>1)</sup> Nach „Trübners Deutschem Wörterbuch“, hrsg. von A. Götze III, Berlin 1943 (Wörterbücher der Deutschen Akademie) S. 480f. wird das bei Einhard zuerst belegt, in der Volkssprache bis heute vorkommende, auch in der Bedeutung von Winterkälte begegnende Wort Hornung „als Ableitung zu *horn* = ‚Ecke, Winkel‘ im Sinne von ‚Bastard‘, d. h. hier des den anderen Monaten gegenüber an Tagen zu kurz gekommenen, gedeutet . . . In der Kennzeichnung der Kürze des Monats zeigt sich die römische Beeinflussung.“ Andere Erklärungen, die das Wörterbuch aufzählt, erwecken den Eindruck, daß sie erst später erfunden wurden, um ein nicht mehr verstandenes Wort zu deuten. — Die befragten Philologen bestätigten mir, daß bisher keine bessere Deutung des Namens gefunden wurde.

Wir reihen dazu erst einmal eine Reihe von Einzelfeststellungen aneinander.

Bei den lateinischen Monatsnamen nahm Karl Anstoß daran, daß sie zum Teil mit der heidnischen Götterwelt zusammenhingen. Soweit es sich nur um „Zählmonate“ (Sept. bis Dez.: 7, 8, 9, 10) handelte, gaben sie Anlaß zum Unwillen durch die seit der Antike üblichen und daher von karolingischen Kopisten wiederholten Personifikationen der Monate<sup>1)</sup> — das läßt die Polemik der „*Libri Carolini*“ erkennen<sup>2)</sup>. Karl zerschnitt nüchternen Sinnes die mythologischen Beziehungen und schuf neue Namen, bei denen drei Prinzipien ineinander geflochten wurden: Das vorwaltende, in Einzelansätzen bereits vorbereitete ergab sich aus den landwirtschaftlichen Tätigkeiten, durch die sich die Monate unterschieden.

Lat. Name	I.	II.	III.
Januarius		—	
Februarius			(—)
Martius		—	
Aprilis			—
Maius	—		
Junius	—		
Julius	—		
Augustus	—		
September	—		
October	—		
November		—	
December			—

Dadurch bildete sich für Mai bis Oktober die Reihe: Weide- und Brach- d. h. Umpflügemeat, dann Heu-, Ernte-, Holzfall- und Weinlesemonat. Als zweites Prinzip wurde die Einteilung des Jahresumlaufs in Jahreszeiten benutzt, also Januar = Wintermonat, März = Lenz- und November = Herbstmonat (einen Monat nach dem Sommer zu benennen, erübrigte sich, da ja für die Mittelmonate genauer zutreffende Namen gefunden waren). Zwei Monate erhielten ihre Namen nach Kirchenfesten, also Dezember = Heiligmonat und April = Ostermonat (ein Name, der nicht genau zutraf, da das Osterfest ja bereits in die letzte Märzdekade fallen kann und da dieser Name eigentlich einen „Pflingstmonat“ erforderlich gemacht hätte — ein Anzeichen dafür, daß dieses dritte

<sup>1)</sup> Vgl. über sie A. Riegl, Die mittelalterliche Kalenderillustration, in den Mitteil. des Inst. für österr. Gesch.forsch. X, 1889, S. 1—74; P. E. Schramm, Über Illustrationen zur mal.en Kulturgesch., in der Histor. Zeitschr. 137, 1928, S. 433f.; J. C. Webster, The Labors of the Months in Antique and Mediaeval Art, Evanston 1938 (Princeton Monographs in Art XXI = North Western Univ. Studies in the Humanities No. 4), dazu Meyer Schapiro in Speculum XVI, 1941, S.131—137; Henri Stern, Poésies et représentations carol. et byzantines des mois, in der Revue Archéologique 45, 1955. S. 141—186 (mit 20 Abb.; ebd. S. 140 Anm. 1 vorausgehende Aufsätze über die früheren Jahrhunderte).

<sup>2)</sup> Vgl. III. Buch cap. 23 (Mon. Germ., Concilia II, Supplementum, 1924),

Südwestwind,  
 Westsüdwind,  
 Westwind usw.

Daß die Grundeinteilungen für Zeit und Raum sich durch die zugrunde liegende Zwölfzahl entsprachen, hat zweifellos Karl und seine Berater besonders befriedigt. Denn — das ist eine Formulierung Isidors von Sevilla, die für das ganze Mittelalter richtungsweisend blieb — die Zahlen waren vor den Dingen; deren „gute Ordnung“ hing also davon ab, ob die ihnen zugrunde gelegten Zahlen „richtig“ gewählt waren. Wer umsichtig plante, hatte also dafür Sorge zu tragen, daß seine Maßnahmen sich dem Gefüge der „guten“ Zahlen einpaßten. Welche Zahl aber war „besser“ als zwölf? Sie war in sich gut durch den Bezug auf die zwölf Stämme Israels, auf die zwölf Apostel usw., außerdem war sie noch zusammengesetzt aus den Zahlen drei und vier, für die ähnliches galt<sup>1)</sup>.

An diese Einsicht hielt sich Karl, als er im Jahre 811 Bestimmungen über seinen Nachlaß traf. Seine Söhne, die Unterkönige, hatte er schon ausgestattet; aber es waren noch ein riesiger, aus Kostbarkeiten aller Art zusammengesetzter Hort und ein aus gemünztem und ungemünztem Edelmetall bestehender Schatz vorhanden. Recht und Tradition gaben Anhalte, wie die Erben, die Armen und die Kirche zu bedenken waren; aber die zahlenmäßige Einteilung, die Karl anordnete, ging auf ihn selbst zurück: er legte ihr die Zahlen drei und vier zugrunde<sup>2)</sup>.

Alles, was Karl hinterließ, sollte zunächst in drei gleiche Teile A, B und C zerlegt werden. Der Teil C, der erst nach Karls Tod zur Verteilung gelangen sollte, wurde wieder in vier Teile: I, II, III und IV zerlegt, von denen jeder also ein Zwölftel des Gesamtnachlasses umfaßte: II fiel zusätzlich an die leiblichen Erben, III an

<sup>1)</sup> Die Rolle der Zahl in der gelehrten Literatur des 9. Jahrhunderts behandelt J. Rathofer, *Der Heliand. Theolog. Sinn als tektonische Form.* Köln und Graz 1962 (Niederdeutsche Studien 9), S. 295 ff. (Ich bin auf dieses Buch erst durch eine skeptische Besprechung aufmerksam geworden; andererseits ist der Verf. auch wohl erst nach Abschluß seiner Forschungen auf meine vorausgehenden gestoßen. Karl d. Gr. stellt bei seiner Fragestellung kein Problem dar.)

<sup>2)</sup> Rechtsgeschichtlich hat diese Aufzeichnung interpretiert Alfred Schultze, *Das Testament Karls d. Gr.*, in: *Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Gedächtnisschrift für G. v. Below*, Stuttgart 1928. — Die fälschlich als „Testament“ bezeichnete, richtig als protokollartige „Notitia“ einzuordnende Aufzeichnung ist überliefert von Einhard cap. 33 (a. a. O. S. 37—41; danach mit Kommentar bei Schramm-Mütherich a. a. O. S. 90—92).

gewordene) Bezeichnung „Rationalismus“ auch auf eine Seite der karolingischen Denkweise bezogen, aber bereits da ergeben sich schiefe Gedankenverbindungen, und in bezug auf Karl würden dadurch erst recht falsche Assoziationen geweckt. Denn bei ihm handelt es sich um die Auswirkung jenes schon gewürdigten, nüchternen, vom natürlichen Menschenverstand geleiteten Verhaltens, das im begrenzten Raum den Bauern und im weitgespannten den mit klarem Blick begabten Herrscher kennzeichnet<sup>1)</sup>.

Die Zwölfzahl lag seit alters auch der Einteilung von Tag und Nacht zugrunde. Hier brauchte nichts reformiert zu werden, da die Stunden nicht benannt, sondern gezählt wurden. Aber man war auf Behelfe wie Stundenglas und Sonnenuhr angewiesen, um sagen zu können: jetzt beginnt die dritte oder endet die sechste Stunde. Man kann daher ermessen, was es für Karl bedeutete, daß ihm der Kalif Harun al-Raschid eine Wasseruhr zum Geschenk machte, an der zwölf Stunden lang die Zeit abzulesen war<sup>2)</sup>. Denn sie verschaffte ihm die Möglichkeit, selbst im Dunkel der Nacht und bei Regen und Nebel exakt festzustellen, an welchem Zeitpunkt der Zwölfteilung er sich befand.

Ebenso wie Karl in der Zeit klare Ordnung und Exaktheit durchsetzte, tat er das auch im Raum. Den Anstoß gab gleichfalls, daß bei den überkommenen zwölf Windnamen die Beziehungen zur antiken Mythologie zu zerschneiden waren. Aber noch wichtiger als die Ausmerzung von Zephyr, Boreas und wie die Windgötter sonst noch hießen, war die Festlegung der Richtungen. Jedes Viertel der Windrose wurde in drei Drittel geteilt, was selbst im Vergleich mit der uns geläufigen Einteilung in je zwei Achtel (Nordost, Südost usw.) eine exaktere Festlegung ermöglichte. Bei der Namengebung für die zwölf Richtungen war jetzt allein das gedankliche Grundschema maßgebend:

Ostwind,  
Ostsüdwind,  
Südostwind,  
Südwind,

<sup>1)</sup> Aus der angeführten Lit. über die Monatsbilder ergibt sich, daß nach Karl d. Gr. die Personifikationen den Darstellungen der für die Monate bezeichnenden Tätigkeiten den Platz räumen. In der Literatur blieb es dagegen bei den lateinischen Namen; vgl. z. B. das Gedicht Wandalberts von Prüm: „De mensium XII nominibus“, in dem jedoch die die Monate kennzeichnende Tätigkeiten — im Sinne Karls — die Hauptrolle spielen (Mon. Germ., Poetae II, S. 604—616; vgl. auch die anschließenden Gedichte).

<sup>2)</sup> Ann. regni Francorum ad a. 807 (Mon. Germ., Script. in us. schol. 1895 = 1950, S. 123f.).

in den letzten Anordnungen aufgeführt werden (was erkennen läßt, welchen Wert der Kaiser auf sie legte), sondern wegen der Darstellungen auf ihren Platten<sup>1)</sup>.

Leider ist es nur von den silbernen Tischen überliefert, was auf ihnen wiedergegeben war. Bei zwei von ihnen handelte es sich um Roma und Konstantinopel, das neue Rom, also um die beiden Zentren der christlichen Welt: da aus dem 9. Jahrhundert keine Bildzeugnisse vorliegen, vermögen wir nicht zu sagen, ob es sich bei diesen Stadtplänen noch um eine planmäßige Wiedergabe handelte, wie die Antike sie gekannt hatte, oder nur um schematische Darstellungen des Grundrisses, eingepreßt in Kreis, Achteck oder eine andere Figur, wie das im Mittelalter üblich wurde<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Die Zeugnisse zusammengestellt in Anhang C zu P. E. Schramm — Florentine Mütherich, Die Denkmale der deutschen Könige und Kaiser, 800—1250, München 1962, S. 91 f.

<sup>2)</sup> Die Römer hatten es zu einer landkartenmäßigen Wiedergabe ihrer Stadt gebracht. Über die steinernen Fragmente (jetzt nach Nachsuche 1089 Bruchstücke) eines Planes im Verhältnis von wohl 1:240 aus den Jahren 205—208 n. Chr. vgl.: S. P. O. R. La Pianta marmorea di Roma antica. Forma Urbis Romae. A cura di G. Carrettoni etc., Text- und Tafelbd., Rom 1960, dazu A. v. Gerkan in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen, 214. Jahrg., 1962, S. 134—143.

Über den vom hohen zum späten Mittelalter feststellbaren Wandel der Wiedergabe Roms als Personifikation oder als Mauerring mit dem Apostel Petrus zu einem Bild in Aufsicht (so auf der Kaiserbulle Ludwigs des Bayern vom J. 1328) vgl. meine Anzeige von W. Erben, Rombilder auf kaiserl. und päpstl. Siegeln des M.a.s, Graz 1931 in der Histor. Zeitschr. 147, 1932, S. 157—163. Über hochmittelalterliche Pläne Roms vgl. P. E. Schramm, Kaiser, Rom und Renovatio II, Lpz. 1929, S. 109 f., dazu S. 53 ff. — In der Mitte steht ein „Plan“ Roms, der dem Mauerring die Gestalt eines Löwen gibt.

Auffallend ist, daß Karl den Tisch mit der Roma dem Bischofspalast in Ravenna vermachte und nicht — wie angemessen — der Peterskirche in Rom; diese erhielt den Tisch mit Konstantinopel. Wir durchschauen nicht, was Karl zu dieser Verfügung veranlaßte. War es etwa die Überlegung, die Römer dürften nicht zu selbstbewußt werden? Das ist denkbar, aber auch andere Motive müssen in Rechnung gestellt werden. — Unerörtert bleibe hier die Frage, was die beiden Tische für die Geschichte der Kaiseridee besagen.

Daß Karls Verfügung entsprechend verfahren wurde, bezeugt der von Angellus verfaßte Liber pontificalis von Ravenna (Cap. 170; Mon. Germ., Script. rer. Langob. S. 388): *... misit Lodovicus imp. ... mensam argenteam unam absque ligno, habentem intra se anaglyptē totam Romam, unam cum tetragonis argenteis pedibus.*

Damit ist nicht vereinbar der Zusatz zu Einhard's Text im Chron. Moiss. ad a. 813 (Mon. Germ. Script. I, S. 310 Note\*): Danach wurde der runde

die Armen, IV an das Hofgesinde. I sollte dagegen den Teilen A und B zugeschlagen werden, die für die Kirchen bestimmt waren. Diese erhielten also zunächst acht Zwölftel und schließlich noch ein weiteres Zwölftel, zusammen also drei Viertel des Gesamtnachlasses. Der Zufall wollte, daß es 21 Erzbistümer gab: wiederum eine gute Zahl, da sie sich aus drei und sieben zusammensetzte. Die 21 Metropolen durften jeweils ein Drittel ihres Anteils, also  $\frac{1}{63}$  von  $\frac{3}{4}$ , für sich behalten; die beiden anderen Drittel — also  $\frac{2}{63}$  — hatten sie unter ihren Metropolitanbischöfen zu verteilen. Handelte es sich um fünf, entfielen einschließlich des Teiles I auf ihn:  $\frac{1}{157\frac{1}{2}}$ ; waren es sechs:  $\frac{1}{189}$ ; berechnete man den Anteil auf die vollen vier Viertel des Nachlasses, ergäbe sich ein noch komplizierterer Bruch.

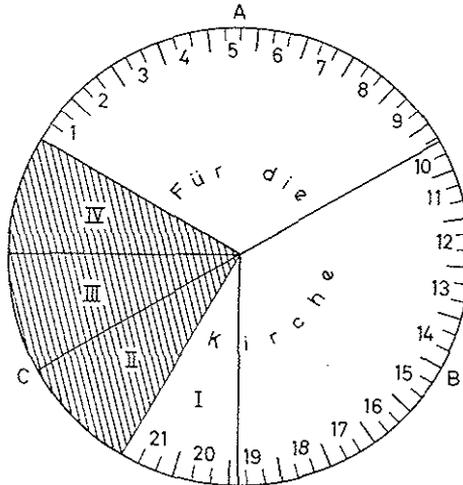


Abb. 2: Die von Karl vorgesehene Verteilung seines Nachlasses

Das Karls Verfügungen zugrunde liegende Schema entspricht der von ihm verbesserten Windrose; nur ist es noch sehr verfeinert, und Karls nüchterne, vom natürlichen Menschenverstand geleitete Denkart tritt hier noch deutlicher heraus als bei ihr und der Kalenderreform.

In diesen Zusammenhang gehören auch Karls drei silberne Tische und ein vierter, der aus Gold gefertigt war: nicht weil sie

Den Himmelskarten, für die in der karolingischen Zeit der spätrömische Autor Arat maßgebend war, lag gleichfalls der Kreis

In Rechnung zu stellen ist, daß möglicherweise Karls Tisch nicht dieser Grundform entsprach, sondern einer Sonderform, die sich Theodulf von Orléans zu eigen gemacht hatte.

Eine Kopie seiner Erdkarte wurde entdeckt von A. Vidier, *La mappemonde de Théodulfe et la mappemonde de Ripoll (IXe—XIe siècle)*, im *Bulletin de Géographie historique*, Année 1911, Paris 1911, S. 285—313. Es handelt sich um eine Sammelhandschrift, die im 11. Jahrhundert dem katalanischen Kloster Ripoll gehörte und im 12. Jahrhundert im Marseiller Kloster St. Victor lag (Cod. Vat. Reg. 123). Auf f. 143v—144r bringt sie eine „Mappa mundi iuxta quorundam descriptiones“, d. h. eine Zeichnung mit erläuterndem Text (noch nicht bei A. Riese, *Geographi latini minores*, Heilbronn 1878 vermerkt). Die linke Hälfte des Kreises füllen Europa, Asien und Afrika in einer mit Isidor verwandten Darstellungsart; die rechte gibt — noch entsprechend der antiken Vorstellung, daß die Erde eine Kugel sei (vgl. dazu Schramm a.a.O., S. 11 ff.) — deren andere Hälfte wieder. Da deren Aussehen nur auf Hypothesen beruhte, sind hier Kartuschen eingezeichnet mit Zitaten aus Macrobius über die fünf *circuli* (*australis*, *hiemalis* usw.) und mit Hinweisen auf Theodulf (s. unten). In der Mitte ist die Terra als Frauengestalt mit Schlange und Füllhorn eingezeichnet. Den Rand, aus denen Flammen emporzüngeln, füllen die zwölf Windgötter, personifiziert als nackte Gestalten mit Blashörnern.

Daß es sich um Theodulf von Orléans, der ja westgotischer Herkunft war, handelt, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Karte eine Reihe von Versen wiedergibt, die in vollständiger Fassung unter seinen Gedichten überliefert sind (vgl. *Mon. Germ., Poet. lat.* I, S. 547 f., Nr. XLVII: *Alia pictura, in qua erat imago terrae in modum orbis comprehensa*). Da in dieser von einer *depicta figura* die Rede ist, hat man an ein Wandfresko gedacht; doch bleibt zu erwägen, ob etwa auch Theodulf einen solchen „Himmelstisch“ wie Karl besessen hat.

Soll man folgern, daß Theodulf den König bei der Herstellung seines Tisches beriet, dieser also der in Ripoll angefertigten Kopie der Erdkarte Theodulfs entsprach? Aber dem Frankenherrscher standen auch andere Vorbilder zur Verfügung: vgl. eine vom Papst Zacharias (741—752) am Porticus bei der Kapelle Sancta Sanctorum angebrachte Erdkarte (*Liber pontificalis*, ed. L. Duchesse I, S. 432): *ubi et orbis terrarum descriptionem depinxit atque diversis versiculis ornavit*), ferner eine *mundi species* im Kloster St. Riquier (wo Karls Schwiegersohn Angilbert Abt war), über die der Mönch Micon (2. Hälfte des 9. Jahrhunderts) einen Vierzeiler verfaßte (*Mon. Germ., Poet. lat.* III, S. 297, Nr. XIII). Ein geographisches Gedicht Theodulfs, das seine Länderkenntnisse aufzeigt: ebd. I, S. 460 ff., (Nr. VII). Verweise auf weitere Karten (Isidor, Beatus von Liébana usw.) bei Vidier a.a.O.

Auf A. Vidier stützen sich Ann Freeman, *Theodulf of O. and the Libri Carolini*, in: *Speculum* 32, 1957, S. 663—705, bes. S. 701 f. und Dieter Schaller, Untersuchungen zu den Gedichten Theodulfs von O., im *Deutschen Archiv* 18, 1962, S. 82—84.

Der dritte, schönste und gewichtigste Silbertisch wies eine Erd- und Himmelskarte auf. Wir können sie uns vorstellen; denn als Buchillustrationen sind solche Karten erhalten.

Für das Bild des Erdkreises war der wichtigste Lehrmeister Isidor von Sevilla, der einen Kreis mit Jerusalem als Zentrum halbiert und die untere Hälfte noch einmal zu Vierteln aufgeteilt hatte: oben Asien, links unten Europa, rechts unten Afrika, die drei Erdteile umflossen vom kreisförmigen Weltmeer und untereinander getrennt durch Don, Mittelmeer und Nil, die recht gewaltsam in eine T-Form gebracht waren. Aber gerade das, was uns zum Kopfschütteln veranlaßt, muß Karl dem Großen gefallen haben: eine klare Ordnung, aus ihr die Zahlen drei und vier hervorschimmernd, die drei Erdteile ausgerichtet auf die Heilige Stadt und das Ganze rund umschlossen; also auch hier alles wohl geordnet, gerichtet und gezählt<sup>1)</sup>.

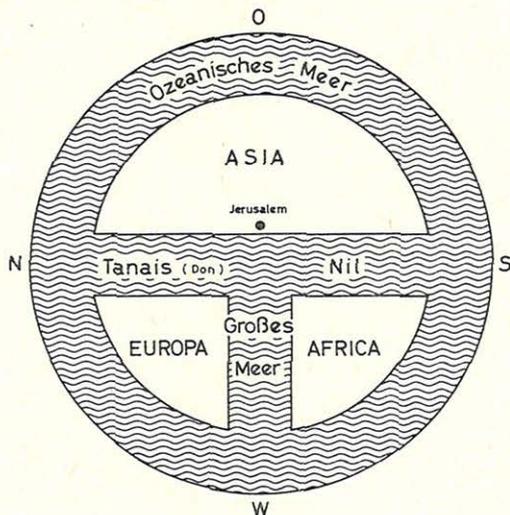


Abb. 3: Die von den karolingischen Gelehrten übernommene Weltkarte Isidors von Sevilla († 636).

Tisch mit dem Bild der Roma in das Kloster Aniane überführt. Da laut Thegan Ludwig dem Papst den ihm zugewiesenen Tisch aushändigen ließ, kommt eine Verwechslung mit dem Ravenna-Tisch wohl nicht in Frage. Handelte es sich etwa um den vierten, aus Gold gefertigten Tisch?

<sup>1)</sup> Vgl. P. E. Schramm, *Sphaira-Globus-Reichsapfel*, Stuttgart 1957, S. 51 f. Nachzutragen ist V. H. Elbern, *Ein fränkisches Reliquiarfragment in Oviedo usw., in den Spanischen Mitteilungen II*, Heidelberg 1961 S. 199: die Weltkarte von St. Gallen (ebd. Anm. 35 weitere Lit.).

auch unter der riesigen Himmelskuppel, wie einst so jetzt und weiter bis zum jüngsten Tag.

Natürlich glaubte Karl an Vorzeichen; denn die Vorstellung, daß der Herr des Himmels den Menschen auf solche Weise Warnungen erteilte, um die rechte Ordnung aufrecht zu erhalten, paßte ja völlig zu seiner Gottesvorstellung. Einhard gibt zwar an, Karl habe solche Vorzeichen entweder geleugnet oder verachtet, als wenn sie mit seinem Schicksal nichts zu tun hätten. Aber es waren in den letzten Jahren so viele, daß sie sich nicht übersehen ließen. Da erfolgten Sonnenfinsternisse, in der Sonne erschien ein dunkler Fleck, der sieben Tage sichtbar blieb, eine feurige Kugel raste über den Himmel. Auch auf Erden ereignete sich Bedenkliches: der Gang, der in Aachen die Pfalz mit dem Münster verband, brach zusammen; die von Karl bei Mainz in zehnjähriger Arbeit geschaffene und für viele Generationen errichtete Holzbrücke über den Rhein brannte ab, und ihn ganz persönlich traf ein Mißgeschick, das ihm während des Krieges gegen die Dänen (810) zustieß: als er und seine Begleitung jene Kugel bestaunten, stürzte er mit dem scheuenden Pferd so unglücklich, daß die den Mantel zusammenhaltende Fibel zerbrach und dieser selbst sich löste. Das Schlimmste war, daß auch der Schwertgurt riß und dem Kaiser die in der Hand gehaltene Lanze so entglitt, daß sie zwanzig oder mehr Fuß von ihm zu liegen kam<sup>1)</sup>: Karl war also entkleidet und entwaffnet, so wie es bei seinem Begräbnis einmal der Fall sein mußte. Zu denken gab vor allem, daß der apfelförmige Zierat, der Karls Münster zierte, herabfiel und in einer Inschrift, die das Innere verzierte, hinter seinem Namen das Wort „*princeps*“ erlosch. Auf solche Vorzeichen hatte das Altertum geachtet, und das Mittelalter tat das nicht minder; ja solcher „Aberglaube“ erhielt sich noch länger. Daher war auch Karls Umgebung von ihm beherrscht, und wenn er ihr auch nicht zu erkennen gab, ob er diese Vorgänge als Vorzeichen auffaßte oder nicht, er muß sich zum mindesten Gedanken gemacht haben, ob Gott ihn habe warnen wollen, ihn, den er mit einer ganz besonderen Aufgabe betraut hatte. Denn zum mindesten muß auch ihm die Möglichkeit selbstverständlich gewesen sein, daß Gott buchstäblich Himmel und Erde in Bewegung setzte, um dem Frankenkaiser rechtzeitig anzudeuten, daß er sich jetzt auf ein gottgefälliges Ende vorbereiten müsse, damit ihn der Tod nicht überraschte.

Aber war es im Himmel wirklich so wohl geordnet? Sprachen nicht die Sonnen- und Mondfinsternisse dagegen? In primitiven

<sup>1)</sup> Einhard cap. 32 (S. 36f.).

zugrunde, in ihn eingefügt der Reif mit den Tierkreiszeichen, Sinnbilder der Fixsterne und der Planeten auf ihren Kreisbahnen<sup>1)</sup>, dem Kundigen eine Gewähr, daß auch im Kosmos von Gott alles wohl geordnet, gerichtet und gezählt war — von Gott; denn die antike Astrologie, die in der karolingischen Zeit noch dem einen oder anderen Gelehrten bekannt war, berührte Karl den Großen nicht. Er saß zwischen seinen Tischen nicht wie Wallenstein, dem Seni das Horoskop erläutert, sondern als der Beherrscher des von ihm in gutem Gefüge gehaltenen Frankenreiches, der aus den Darstellungen auf den Tischplatten — ergänzt durch die Stundenzahlen seiner Wasseruhr — die Gewißheit entnahm, daß Gottvater gleichfalls alles wohl gefügt hatte, nicht nur im Erdkreis, sondern

<sup>1)</sup> F. N. Estey, Charlemagne's Silver Celestial Table, in: *Speculum* 18, 1943, S. 112—117 (mit 7 Abb.) hat versucht, Karls „Himmelsbild“ zu rekonstruieren: drei konzentrische Kreise, im äußersten die Personifikationen der sieben Planeten, im mittleren die Figuren des Zodiacus, im innersten thronend die Personifikation des Jahres (*Annus*), mit Sonne und Mond in den erhobenen Händen. Der Vf. stützt sich dabei auf spätere Darstellungen, von denen wohl angenommen werden darf, daß ihre Grundform der karolingischen Zeit bekannt war. Die Möglichkeit, daß diese auch mit einer anderen — durch ein Fresko in Qusayr Amra und eine Miniatur im Cod. Vatic. Graec. 1087 vertretenen — Darstellungsart vertraut war, schiebt E. beiseite, da ihm die analoge, zeitlich dicht an Karl heranführende Miniatur im Cod. Monac. lat. 210, einer Salzburger Arat-Kopie von 818, entgangen ist; vgl. P. E. Schramm, *Sphaira-Globus-Reichsapfel*, Stuttgart 1957, S. 56f. mit Abb. 43. Hier sind in einen Kreis — nicht konzentrisch und sich überschneidend — ein kleinerer Kreis sowie das Kreisband des Zodiacus eingezeichnet, angefüllt mit den traditionellen „Sternbildern“. Personifikationen begegnen hier nicht. (Ein Himmelsbild im Rahmen einer *pictura* der sieben *artes liberales*, im Zusammenhang mit der *astronomia*, beschreibt Theodulf von Orléans: Gedicht XLVI; *Mon. Germ., Poet. lat.* I, S. 546).

Da Parallelen fehlen, bleibt nur zu vermuten, wie sowohl die „*orbis totius descriptio*“ als auch „*astrorum consideratio et varius planetarum discursus*“ auf einer Tischplatte untergebracht wurden. Auf diesen Tisch wird Thegans Angabe (*Mon. Germ., Script.* II, S. 592) zu beziehen sein: *mensam unam argenteam, quae triformis est, in modum quasi tres clipeos in unum coniuncti*. Danach hatte er also eine kleblattartige Form, die es erlaubte, die kreisförmigen Erd- und Himmelskarten nebeneinander unterzubringen; im dritten Blatt darf man vielleicht einen dritten Kreis mit Erläuterungen nach Art der Karte Theodulfs annehmen.

Hinzuweisen ist hier auch auf den Codex Madrid Bibl. Nac. 3307, ein komputistisch-astronomisches Lehrbuch aus der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts, dessen Vorlage aus dem „*Scriptorium des Krönungsevangeliiars*“ (s. dazu unten S. 334 Anm. 1) hervorging; vgl. W. Köhler, *Die Karoling. Miniaturen*, III, 2. Teil; Die Metzger Hss., Berlin 1960, S. 53, Anm. 1, 100, 119 ff.

Karls Interesse für die Astronomie sowie für ihre unentbehrliche Schwester, die Mathematik, ist so gut bezeugt, so daß es nicht einfach Schmeichelei war, wenn Alcuin den König einmal den scharfsinnigen Befrager der Natur und hingebenden Erforscher des Grundes jeglicher Ursache nannte<sup>1)</sup>.

In den Zusammenhang von Zahl und Winkel gehören — das mag zunächst überraschen — noch sieben Gedichte, die dem König in den achtziger Jahren überreicht wurden: zwei von Alcuin, vier von dessen Schüler Josephus und das abschließende von dem Westgoten Theodulf von Orléans<sup>2)</sup>. Es handelt sich um „*carmina figurata*“ nach dem Vorbild des spätantiken Dichters Porfyrius, der dem Mittelalter auch sonst noch als Lehrer in dieser uns abstrus und gequält vorkommenden Dichtart gedient hat<sup>3)</sup>. Zu Grunde liegt nämlich den sieben Gedichten, die ebenso viele Zeilen wie Buchstaben in jeder Zeile haben, ein „*tractus*“, d. h. eine geometrische Grundfigur, in diesen Fällen ein Quadrat mit Diagonalen und einem zweiten kleineren, auf die Spitze gestellten Quadrat, das in das größere eingeschrieben ist. Die Aufgabe des Dichters war es, entlang den Senk- und Waagerechten, womöglich auch noch entlang den Diagonalen, Verse (*versus intexti*) in der Länge von (meist durch rote Tinte hervorgehobenen) 35 bzw. 37 Buchstaben einzutragen und dann die übrigen Reihen (insgesamt gleichfalls 35 bzw. 37) mit weiteren Versen auszufüllen, deren Wörter so auszuwählen waren, daß in sie die bereits eingetragenen Buchstaben paßten<sup>4)</sup>. Daß die Dichter den Zwang, den sie sich

<sup>1)</sup> Ebd. S. 233: Alcuini epist. Nr. 145 (Ende März 798): „*sagacissime naturalium rerum inquisitor et rationis cuiuscumque causae devotissime investigator*“.

<sup>2)</sup> D. Schaller, Die karolingischen Figurengedichte des Cod. Bern. 212, in: *Medium Aevum Vivum*, Festschrift für Walther Bulst, Heidelberg 1960, S. 19—47. Die sieben Gedichte sind gedruckt in *Mon. Germ., Poetae lat. I* (1881) S. 152—159 (Josephus), S. 224—227 (Alcuin) und S. 480—482 (Theodulf); überliefert sind sie im Cod. Bern. 212 (9./10. Jahrhundert) f. 123—126.

Die ähnlich gebauten Gedichte des Hrabanus Maurus sind bekannt. Solche für den im Jahre 888 erhobenen westfränkischen Gegenkönig Odo veröffentlichte N. Fickermann in den Beiträgen zur Gesch. der deutschen Sprache und Lit. 83, 1961, S. 49 ff.

<sup>3)</sup> Elsa Kluge, Studien zu Publius Optatianus Porfyrius, in: *Münchener Museum IV*, 1924.

<sup>4)</sup> Die Grundfigur (Quadrat mit Diagonalen und eingeschriebenem, auf der Spitze stehenden Quadrat) liegt auch dem Schmuck der Herforder „Burse Widukinds“ (seit 1888 in Berlin, jetzt Kunstgewerbemuseum in Dahlem)

Zeiten hatten solche Verdunkelungen mythischer Schauer ausgelöst. Von Angst war Karl völlig frei; aber er wollte doch wissen, wie sich die scheinbare Störung der Himmelsordnung erklären lasse, und seine Gelehrten konnten ihm dank Ciceros „Somnium Scipionis“, den Schriften des Macrobius und anderer antiker Autoren auch befriedigende Antwort erteilen, da diese Phänomene ja schon der Antike zu schaffen gemacht hatten. In einer Antwort, die Alcuin im Jahre 799 erteilte, erläuterte er seinem Herrn noch einmal den Zodiacus und gab an, wie nach „Ordnung, Platz und Zahl“ die Tierkreiszeichen angeordnet seien<sup>1)</sup>. Zwei neue Sonnenfinsternisse traten ein, als der gelehrte Angelsachse bereits im Grab lag: Karl wandte sich deshalb an den nicht minder sachkundigen Iren Dungal und fragte ihn, ob es gerechtfertigt sei, daß — wie ihm berichtet — ein byzantinischer Bischof behauptet habe, Sonnenfinsternisse seien vorauszuberechnen? In seiner Antwort legte der Mönch dar, das sei in der Tat auf Tausende von Jahren voraus möglich; denn es handele sich — er führte das genau aus — bei solchen Finsternissen um den „natürlichen Effekt des Zusammentreffens der Elemente“<sup>2)</sup>. Nein, die Verdunkelungen waren kein Grund, an der Ordnung des Himmels zu zweifeln, gaben dem Wissenden vielmehr Anlaß, die Allmacht des ordnenden Gottvaters noch mehr zu bewundern, als das die Un-erfahrenen taten.

Wie bohrend und konsequent Karl zu fragen verstand, zeigt der Brief des Diakons Fridugis, eines Alcuin-Schülers, dem der Kaiser die Frage zu beantworten aufgegeben hatte, ob das Nichts und die Finsternis wirklich nicht seien oder ob ihnen doch irgendeine Form des Seins zukomme. Der Befragte entschied sich in längerer Auslegung für die zweite Auffassung<sup>3)</sup>, was darauf hinauslief, daß das Dunkel etwas war, was man nicht messen und nicht geometrisch begreifen konnte. Karl war nicht überzeugt: er übersandte die Antwort des Fridugis an den gelehrten Dungal und forderte ihn auf, seinerseits Stellung zu nehmen; die Frage muß ihn also sehr beschäftigt haben<sup>4)</sup>. Das ist bei seiner Denkart begreiflich: gab es etwas Unüberschaubares, Unmeßbares, dann war das beunruhigend: dann saß Gottvater nicht so fest und so übersichtlich in das Ganze eingeordnet wie der Kaiser in seinem Reich.

<sup>1)</sup> Mon. Germ., Epist. IV (aevi Carol. II), S. 283: Alcuini epist. Nr. 171 (a. 799).

<sup>2)</sup> Ebd. S. 570 ff.: Dungal epist. Nr. 1 (a. 811) (S. 570: „naturalem concursionis elementorum effectum“; S. 575, Z. 31 ff. über die Voraussage).

<sup>3)</sup> Ebd. S. 553—555: Epist. var. Nr. 36.

<sup>4)</sup> Ebd. S. 552: Nr. 35.

Trotzdem gefiel diese — bei den Franken erst wieder durch Alcuin belebte — Dichtart dem Könige offensichtlich; denn Theodulf hat sein Gedicht wohl erst angefertigt, nachdem Karl ihn dazu ermuntert hatte. Wir können auch mutmaßen, weshalb das der Fall war: Gedichte nach diesem Schema waren ja im wörtlichsten Sinne „überschaubar“ gemacht und erfreuten den Empfänger, der zunächst Betrachter und dann erst Leser war — eine Aufnahme nach dem Ohr kam wegen der gezwungenen Ausdrucksweise ja gar nicht in Frage; und zwar erfreuten sie durch die Einsicht in die feste, dem Erdkreis und der Windrose verwandte Ordnung, die alle Verse zusammenhielt.

In diesem Zusammenhang ist schließlich auch noch Karls Monogramm anzuführen<sup>1)</sup>.

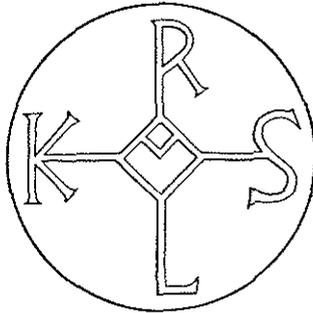


Abb. 5: Karls Monogramm (hier nach seiner Königsbulle, d. h. vom Kreis umschlossen).

Der Gedanke, den Namen zu verschlüsseln, indem die ihn bildenden Buchstaben an eine Grundfigur angehängt wurden, stammt von den Byzantinern: so sind bereits die Kaiser des 5. Jahrhunderts verfahren. Nach ihrem Vorbild hat sich auch Theoderich der Ostgote des Monogramms auf Münzen, auf einer Gemme und an seinen Bauten bedient. Bei den Merowingern wurde das Monogramm benutzt, wenn es sich um Könige handelte, die noch Kinder waren; aber dieser Brauch riß wieder ab. Erneuert

<sup>1)</sup> Grundlegend ist noch immer G. Gardthausen, *Das alte Monogramm*, Lpz. 1924 (hier S. 158 mit Tafel 5, Nr. 366: Karl d. Gr.); weitere Lit. verzeichnet W. Berges in seinem das Monogramm Theoderichs des Großen behandelnden Beitrag zu P. E. Schramm, *Herrschaftszeichen und Staatssymbolik I*, Stuttgart 1954 (Schriften der Mon. Germ. Hist. 13, 1) S. 222 bis 226 (bes. S. 222, Anm. 1).

selbst auferlegten, gelegentlich wieder minderten, indem sie von den Versen längs der Mittelachse oder entlang den Diagonalen absahen, überrascht nicht.

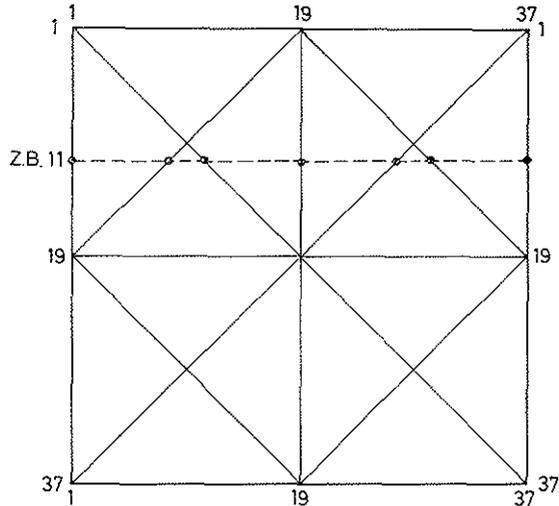


Abb. 4: „Carmen figuratum“ mit „Tractus“ (d. i. geometrischer Grundfigur), nach dem Vorbild des Porfyrius, für Karl den Großen gedichtet (35 bzw. 37 Zeilen mit je 35 bzw. 37 Buchstaben, (rund  $36 = 6 \times 6$ ); entlang den Außen- sowie den eingezogenen Linien eigene Verse, die an den Schnittpunkten die Querverse auf bestimmte Buchstaben festlegten: vollständigste Form).

Man muß beachten, daß die Längs- und Querseiten um die Zahl 36 ( $3 \times 12 = 6 \times 6$ ) pendelten, die nicht erreichbar war, weil nur bei einer ungeraden Zahl der Mittelvers (*Mesostichon*) genau in die Mitte rückte. Daß bei solchem Formzwang nur gedrechselte, schwer verständliche Verse möglich waren, versteht sich von selbst.

zugrunde, die — falls die Legende nicht stimmt — auf alle Fälle Ende des 8. Jahrhunderts angefertigt wurde; vgl. Ausstellung in Villa Hügel, Essen: *Werdendes Abendland an Rhein und Ruhr*, 18. 5. bis 15. 9. 1956, Katalog S. 189 mit Abb. 35. Doch zeigt die Hervorhebung der Schnittpunkte durch aufgesetzte Edelsteine, daß dieses Muster hier als Vervielfachung des germanischen Kunst vertrauten Motivs zu verstehen ist, dem eine Anordnung von Steinen nach Art der Fünf auf dem Dominostein vertraut war (wiederholt in meinen Bänden: „Herrschaftszeichen und Staatssymbolik“ behandelt).

Keine Brücke schlägt sich von den bisher aufgedeckten Raumvorstellungen Karls zu seiner Palastkapelle in Aachen, die um 800 geweiht werden konnte: ihr Grundriß, außen ein Sechzehneck, innen ein Achteck, nimmt keinen Bezug auf die Form des *Orbis*. Dagegen war sie ein Abbild der „Welt“: oben das Mosaik mit Christus über dem Ostchor, umgeben von den vierundzwanzig Ältesten der Apokalypse, diese gruppiert — so wird angenommen — um die Taube des Heiligen Geistes, auf der Empore der Steinthron des Herrschers, unten das kryptenförmige Untergeschoß<sup>1)</sup>.

Eine Beziehung besteht nur insofern, als auch dieser Bau, ja dieser ganz besonders, wohl geordnet, fest gewinkelt, in allen seinen Bauteilen abgezählt und dadurch in ein bewundernswertes Gleichgewicht gebracht war.

#### IV. Die Rolle des „richtigen“ Wortes und des „wahren“ Bildes in Karls Denkart

Was aber nützt alle Einsicht in die Natur der Dinge, alle gut gewinkelte, wohlgerichtete und gezählte Ordnung, wenn die Wörter, die die Dinge bezeichnen, nicht richtig gewählt oder nicht richtig verstanden wurden! Das war ja, als wenn jemand mit groben, ungeschulten oder mit zittrigen Fingern nach ihnen griff<sup>2)</sup>.

Daraus ergab sich für Karl eine Doppelaufgabe: völlig gesicherte, von Fehlern befreite, „richtige“ Texte zu beschaffen und die, die mit ihnen zu tun hatten, auf eine solche Bildungsebene zu heben, daß sie verstanden, was mit den Wörtern gemeint war.

---

Über die Kreisform in der Kosmologie vgl. H. v. Einem, *Der Mainzer Kopf mit der Binde*, Köln und Opladen 1955 (Arbeitsgemeinschaft des Landes Nordrhein-Westfalen, Geisteswiss., Heft 37), S. 21 ff.

<sup>1)</sup> So W. Schöne in seiner tief dringenden Analyse, *Die künstlerische und liturgische Gestalt der Pfalzkapelle Karls d. Gr. in Aachen*, in der *Zeitschr. für Kunstwiss.* XV, 1961, S. 97—148 (S. 143 ff. die voraufgehende Literatur).

<sup>2)</sup> Den Untersuchungen von L. Wallach (jetzt zusammengefaßt und abgerundet in dem Buch: *Alcuin and Charlemagne: Studies in Carolingian Hist. and Lit.*, Cornell Univ. Press, Ithaca und New York 1959; *Cornell Studies in Classical Philol.* vol. 32) liegt die Auffassung zugrunde, daß Alcuin seinen Herrscher weitgehend beeinflusst habe. Kritische Einwände erhob H. Löwe in seiner Rezension (*Göttingische Gelehrte Anzeigen* 214, 1962, S. 144—154), auf die auch wegen der weiteren, hier einschlägigen Literatur zu verweisen ist. Meine Auffassung ergibt sich aus dem Text: Alcuin vielseitiger, oft befragter Berater, aber letztthin Karl der Führende und Entscheidende.

hat ihn erst Karl der Große<sup>1)</sup>: seit Beginn seiner Königsjahre ist auf seinen Urkunden ein Monogramm nachweisbar, und es zielt daher auch die Rückseite einer Bulle, die bereits für seine Königszeit in Anspruch genommen werden darf<sup>2)</sup>.

Während Theoderichs Monogramm dem der Stadt Ravenna entsprochen hatte und daher in seiner Grundform durch den Buchstaben N bestimmt gewesen war, liegt Karls Monogramm ebenso wie seiner Windrose das Kreuz zugrunde. An dessen Enden sind die vier Konsonanten des Namens (der sich zufällig aus sieben Buchstaben zusammensetzte: K-A-R-O-L-V-S) angehängt, wodurch sich eine Ähnlichkeit mit dem germanischen, in der Metallkunst so oft begegnenden „Wirbel“ ergibt. In der Mitte sind die drei Vokale so ineinandergeschoben, daß nur ein Kundiger sie zu entziffern vermag — wir können im Hinblick auf die Vorliebe der Germanen (im allgemeinen und dieser Zeit im besonderen) für das Rätsel auch sagen: sie sind „verrätselt“. Daß auf der Bulle der auf diese Weise verschlüsselte Name sich gleichsam von selbst in einen Kreis einfügte, wird die getroffene Lösung für Karl noch ansprechender gemacht haben: *nomen* und *orbis* waren in Relation gebracht<sup>3)</sup>.

<sup>1)</sup> Mon. Germ., Diplom. Karol. I, S. 79; dazu J. Lechner, Das Monogramm in den Urkunden Karls d. Gr., im Neuen Archiv 30, 1905, S. 702—707.

<sup>2)</sup> P. E. Schramm, Die zeitgenössischen Bildnisse Karls des Großen, Lpz. und Berlin 1928 (Beiträge zur Kulturgesch. des Ma.s und der Renaissance, Bd. 29) S. 21—25; danach kurz und mit Abb. Ders., Die deutschen Kaiser und Könige in Bildern ihrer Zeit, Lpz. und Berlin 1928, S. 168 und Abb. 3.

<sup>3)</sup> Ich verwerte hier einen Hinweis des Kollegen Georg Schnath in der Diskussion im Anschluß an eine Wiederholung meines Berliner Vortrags im Rahmen des „Mittelalterlichen Abends“, einberufen von Hermann Heimpel in das von ihm geleitete Max Planck-Institut für Geschichte in Göttingen. Nicht zu eigen machen kann ich mir die Vermutung H. Beumanns, daß Karl, der beim Empfang des Papstes Leo III. in Paderborn (799) das Heer „orbis ad instar“ antreten ließ und selbst in die Mitte des Kreises trat, sich auf diese Weise staatssymbolisch als „caput orbis“ präsentiert habe (Die Kaiserfrage bei den Paderborner Verhandlungen von 799, in: Das erste Jahrtausend, Textband I, Düsseldorf 1962, S. 304). Den Vf. hat bereits K. Hauck auf die Stammesversammlung der Sachsen hingewiesen, die „disposito grandi orbi“ begann (ebd. S. 308, Anm. 90). Für jede Versammlung und jeden festlichen Akt war eben der Kreis die nächstliegende Form der Aufstellung, da — um an Widukinds bekannte Worte über Ottos I. Krönung anzuknüpfen — sie allen zu sehen erlaubte und alle zu sehen möglich machte. — Die Möglichkeit, daß der Dichter mit dem Doppelsinn des Wortes „orbis“ (Kreis und Erdkreis) gespielt hat, sei nicht ausgeschlossen; aber hier kommt es nur auf Karl selbst an.

Für den modernen Menschen liegt es nahe, hier von einer Magie des Wortes zu sprechen: nur wenn Gott das richtig gesprochene Gebet hört, öffnet sich sein Ohr. Aber solche Vorstellung ist in keiner Weise für Karl selbst bezeichnend. Denn Wortmagie liegt aller Liturgie zugrunde und ist daher nicht einmal typisch für das Mittelalter. Auffallend ist nur, einen wie großen Raum solche Fürsorge für das richtige Bibel- und Kultwort in Karls Tätigkeit einnahm. Er begnügte sich nicht mit Anregungen oder Anweisungen an die Geistlichen als die Sachkundigen, sondern überwachte die Durchführung persönlich: so wie er selbst „richtig“ geehrt und bedient zu werden verlangte, so wie er keinen Verstoß gegen Etikette und Brauch duldete, so sollte auch Gott „richtig“ geehrt und bedient werden.

Dieselbe Sorge verwandte der König auf die Rechtstexte<sup>1)</sup>, die gleichfalls durch die „Ungeschicklichkeit der Abschreiber“ verderbt worden waren. Sein Vater hatte die Lex Salica neu redigieren und dabei neu gliedern lassen; aber der Nachteil war bestehen geblieben, daß der nunmehr ja bereits fast zwei Jahrhunderte alte Text in seinem schwerfälligen und grammatikalisch schlechten Latein schwer verständlich war. In Karls Auftrag wurde das Gesetz 798 sprachlich neu gefaßt, so daß bei seiner Auslegung kaum noch Zweifel auftauchen konnten. Daß die Neufassung — nur wenig verändert — um 802/03 noch einmal herausgegeben wurde, hängt offensichtlich mit den Bestrebungen zusammen, die den Kaiser in dieser Zeit beschäftigten: er stieß sich daran, daß die beiden Rechte der Franken, das salische und das ripuarische, voneinander abwichen, und er plante deshalb, aus ihnen ein einheitliches Recht zu schmieden sowie die Lücken, auf die man gestoßen war, zu schließen; aber es kam nur noch dazu, daß einige Zusätze aufgezeichnet wurden. In anderen Fällen stellte Karl fest, daß das geltende Recht noch gar nicht schriftlich fixiert war; er veranlaßte daher, daß dies geschah — so z. B. in Churrätien.

Als Karl zur Regierung gekommen war, hatte Unsicherheit bestanden, wie der Wortlaut der Bibel und der Gesetze war und welche Gebete man sprechen sollte; an seinem Lebensabend war Ordnung geschaffen, stand überall fest, wie der „richtige“ Text lautete. Die Kennwörter für diese Sparte der Wirksamkeit Karls heißen: *corrigere, emendare, restituere, renovare, reformare, revocare*.

Germ. Script. XV, 1, S. 231, Z. 30ff.). Daß diese Bauten — wie der Vf. ebd. hervorhebt — außerdem Zeugnisse für die „Renovatio Romanorum imperii“ darstellen, gehört in einen anderen Zusammenhang.

<sup>1)</sup> Wattenbach-Levison: Deutschlands Geschichtsquellen im Ma. Vorzeit und Karolinger. Beiheft: Die Rechtsquellen von R. Buchner, Weimar 1953; vgl. vor allem die Ausgabe der Lex salica von K. A. Eckhardt.

Zunächst einige Hinweise auf Karls Bemühen um fehlerfreie Texte:

Am Hofe Karls war man der Tatsache inne geworden, daß der Bibeltext in den vorliegenden Handschriften voneinander abwich. Karl griff die Aufgabe auf, *universos veteris et novi testamenti libros, librariorum imperitia depravatos* korrigieren zu lassen<sup>1)</sup>. Die Handschriften vergleichend und dann die beste Lesart auswählend, stellten Theodulf und Alcuin Normaltexte her, für deren Verbreitung im Reich gesorgt wurde<sup>2)</sup>.

Der König nahm ferner daran Anstoß, daß in den von ihm beherrschten Ländern die Priester die Messe nicht einheitlich zelebrierten, da sich bei den verwendeten Gebetstexten mit der Zeit lokale Besonderheiten breit gemacht hatten. Karl ließ sich vom Papst ein Sakramentar schicken, dem das Ansehen zukam, die „richtigen“, d. h. bereits aus der Zeit der Kirchenväter stammenden Gebetsformeln zu enthalten. Aus den im Frankenreich eingebürgerten wählte Alcuin dann noch die Formeln aus, die ihm angemessen dünkten, und die von ihm erweiterte Normalhandschrift, die Karl in seiner Pfalz verwahren ließ, wurde dann in Abschriften und Wiederabschriften verbreitet — wir können in diesen Vorgang noch hineinschauen, da auch der Bezug auf das Aachener Ur-exemplar mit abgeschrieben wurde<sup>3)</sup>. Die Emendierung der Homilien nahm Paulus Diaconus in Angriff.

<sup>1)</sup> Mon. Germ., Capit. I, S. 80.

<sup>2)</sup> Fr. Ganshof, *La révision de la bible par Alcuin*, in der *Bibl. d'humanisme et renaissance* IX, 1947, S. 7—20; Bonifatius Fischer, *Mönch von Beuron, Die Alkuin-Bibel*, Freiburg i. B. 1957 (Aus der *Gesch. der lateinischen Bibel*, Heft 1; 20 S. in 2<sup>o</sup> mit Abb.).

<sup>3)</sup> Dieser Sachverhalt in der Edition von E. Lietzmann: „Das Sacramentarium Gregorianum nach dem Aachener Urexemplar“ geklärt (Liturgiegeschichtl. Quellen III, Münster 1921). Weitere Lit. bei Fleckenstein (s. unten) S. 50 mit S. 113, Anm. 23; grundlegend fortan Cyrille Vogel, *Introduction aux sources de l'hist. du culte chrétien au m. â.*, in den *Studi Medievali*, 3. Serie, III,1, Spoleto 1962, S. 1—92 (S. 58ff. über das jetzt für die Zeit Pippins gesicherte „Sacramentarium des 8. Jahrhunderts“, S. 72 über das vom Papst Hadrian I. 785/6 an Karl übersandte „Sac. Hadrianum“, S. 78ff. über das von Alcuin mit Hilfe des „Sacramentars Pippins“ 801—804 erweiterte „Sac. Hadrianum“).

In diesen Zusammenhang gehört auch, daß sich die karolingische Architektur nach den Vorbildern in Rom (S. Peter, Lateran, S. Paolo) richtete; vgl. zuletzt D. Grossmann, *Kloster Fulda und seine Bedeutung für den frühen Kirchenbau*, in: *Das erste Jahrtausend*, Textband I, Düsseldorf 1962, S. 344—370, bes. S. 355: wenn die Bauform „richtig“ sein sollte, mußte man „more Romano“ bauen (so in der *Vita Eigils* des Candidus; Mon.

dürften, ihm auch durch richtiges Sprechen zu gefallen<sup>1)</sup>. Hier lautet das Kennwort wieder: *rectitudo*<sup>2)</sup>.

Kein Wunder, daß Karl daher auch an diesen „artes liberales“ persönlich Interesse fand. Für ihn schrieb Alcuin, der bereits eine Grammatik verfaßt hatte, zwei Dialoge über Rhetorik und Dialektik, in denen der König der Fragende, Alcuin der Antwortgebende ist<sup>3)</sup>. Karl gewidmet war wohl seine Schrift über die Orthographie — sie entsprach ja gleichfalls Karls Denkstil: auch die Schreibweise mußte richtig sein<sup>4)</sup>.

Organisch fügt sich in diesen weiten Rahmen die Reform der Schrift ein<sup>5)</sup>: nach einer erschreckenden Verwilderung, die ihre Lesbarkeit mehr und mehr erschwert hatte, setzte eine an den klaren Buchstaben des Altertums orientierte Verbesserung ein, die Schritt für Schritt zu jenen Formen führte, an die die Humanisten wieder anschlossen — es ist, als wenn kundige Gärtner verwilderte Obstbäume beschneiden und schließlich durch schöne Früchte belohnt werden<sup>6)</sup>.

1) . . . *ut, qui Deo placere appetunt recte vivendo, ei etiam placere non negligant recte loquendo.*

2) Fleckenstein a.a.O., S. 59, der S. 100 bereits im Sinne meiner Ausführungen feststellt: „Zum Wesen der sapientia gehörte aber ihre ‚Richtigkeit‘: genau, wie sie auch zum Wesen des Glaubens gehörte.“

3) Gedruckt von C. Halm, *Rhetores latini minores*, Lpz. 1863, S. 525—550; dadurch ist der Abdruck bei Migne, *Patrol. lat.* 101 ersetzt. Zu Alcuins Vorlagen: Paul Lehmann, *Cassiodor-Studien VIII*, in: *Philologus* 74, 1917, S. 361 ff. (jetzt: *Erforschung des Ma.s II*, anast. Neudruck Stuttgart 1959, S. 89 ff.). Vgl. ferner W. S. Howell, *The Rhetoric of Alcuin and Charlemagne*, Princeton 1941 (*Princ. Studies in Engl.* 23); R. McKeon, *Rhetoric in the Middle Ages*, in: *Speculum* XVII, 1942, S. 13 ff.; J. W. H. Atkins, *Engl. Literary Criticism: The Medieval Phase*, Cambridge 1943, S. 51 ff.

Nach Wallach a.a.O., Teil I handelt es sich bei der „Rhetorik“ um eine „littera exhortatoria“, gerichtet zwischen 801 und 804 an den Kaiser, also um einen frühen „Fürstenspiegel“. Doch hat bereits Löwe a.a.O., S. 145 f. gewichtige Einwände sowohl gegen die literarische Einordnung sowie gegen die Datierung erhoben.

4) *De orthographia*, ed. Aldo Maruli, Pisa 1952.

5) Vgl. hierzu A. Hessel, *Zur Entstehung der karoling. Minuskel*, im *Archiv für Urkundenforschung* VIII, 1927, S. 201 ff.

6) In diesen Zusammenhang fügt sich auch ein, daß Karl die germanischen Heldenlieder aufzeichnen ließ, „in denen die Taten und Kriege der alten Könige besungen wurden.“ Er sah sie — wie hätte es anders sein können! — als „wahre“ Zeugnisse aus der schriftlich nicht erhellten Vergangenheit an und ließ sie deshalb für die Erinnerung festhalten (Einhard, cap. 29, S. 33: *scripsit memoriaeque mandavit*). Aber auch dies sollte „richtig“ geschehen: *Inchoavit et grammaticam patrii sermonis* (ibd.).

Über Karls Fürsorge für das Schul- und Bildungswesen braucht nichts gesagt zu werden, da das von ihm Geleistete allbekannt ist<sup>1)</sup>. Hier sei deshalb nur unterstrichen, daß es sich für Karl nicht um eine Frage der Nützlichkeit handelte — etwa in dem Sinne, daß Bildung Macht bedeute, daß sie das Ansehen eines Volkes mehre, daß sie das kirchliche Leben fördere. Wenn Karl sich so stark für das Lernen und Studieren einsetzte, ergab sich das — wie wir jetzt sagen dürfen — unmittelbar aus seiner Denkart: wer die Wörter nicht verstand und sie nicht richtig anwandte, wer sich die „negligentia dicendi“ zu Schulden kommen ließ, bekam das, was sie bezeichneten, nicht in den Griff. Da die Wörter außerdem nicht isoliert begegnen, sondern in Sätzen mit Stilfiguren, Metaphern usw. auftreten, mußten außer der Grammatik noch Dialektik und Rhetorik studiert werden, um die Texte, besonders die Bibel mit ihrer kunstvollen, oft dunklen Sprache richtig zu verstehen: noch gefährlicher als Irrtümer bei den Wörtern seien solche bei den Bedeutungen, heißt es am Ende des 8. Jahrhunderts in Karls berühmtem Rundschreiben „de litteris colendis“<sup>2)</sup>. Vorausgestellt ist den königlichen Anordnungen der Satz, daß die, welche danach strebten, Gott durch rechte Lebensführung zu gefallen, die Pflicht nicht vernachlässigen

<sup>1)</sup> Ich verweise auf J. Fleckenstein, Die Bildungsreform Karls d. Gr. als Verwirklichung der Norma rectitudinis, Bigge-Ruhr 1953 (125 S.); hier S. 49ff. Belege für die eben angeführten Verben (weitere Lit. anzuführen, erübrigt sich wohl).

Mit Karls Wirksamkeit hängt auch die Blüte der Miniaturmalerei zusammen, bei der zwei vom Hof bestimmte Richtungen zu unterscheiden sind. W. Koehler, ihr bester Kenner, konnte erklären, daß mit diesen Handschriften eine neue „Epoche in der Geschichte der Miniaturmalerei“ beginne, und zwar nach seinen Feststellungen im letzten Jahrzehnt des 8. Jahrhunderts. Über die „Hofschule“ Karls d. Gr. (früher: „Adagruppe“) und die „Palastschule“ (Koehler jetzt: „Gruppe des Wiener Krönungsevangeliers“, da gleichfalls auf die Kapelle Karls zurückzuführen), vgl. jetzt W. Koehler, Karolingische Miniaturen II (Hofschule), Berlin 1958 und III (Palastschule), ebd. 1959; vgl. dazu den Überblick (nebst Lit. zur karolingischen Kunst allgemein) V. H. Elbern, Die bildende Kunst der Karolingerzeit zwischen Rhein und Elbe, in: Das erste Jahrtausend, Textband I, Düsseldorf 1962, S. 411—435 (bes. S. 420f.).

<sup>2)</sup> Mon. Germ., Capit. I, S. 79: Nr. 29: *Et bene novimus omnes, quia, quamvis periculosi sunt errores verborum, multo periculosiores sunt errores sensuum* (das Datum berichtigt bei Fr. L. Ganshof, Was waren die Kapitularien, Weimar 1961, S. 74, Anm. 173; S. 96, Anm. 249 und S. 164). Zu der von E. E. Stengel und L. Wallach erörterten Frage, ob Alcuin dieses Kapitular ganz verfaßt hat oder ob er nur beteiligt war, vgl. H. Löwe in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 214, 1962, S. 151 f.

festhalte; denn wenn man gemäß allegorischer Methode nach analogen Stellen frage, seien — wie ihm wohlbekannt — sofort mehr als genug zur Hand<sup>1)</sup>.

Daher hatte Alcuin, dem diese Methode sehr lag, kein Glück, als er Karl umständlich darlegte, weshalb die Sonntage vor den Quadragesimal = d. h. den Vierzigtage-Fasten vor Ostern, nach den Zahlen 60, 70, 80 usw. benannt würden, obwohl es sich in jedem Falle um weniger Tage handle; zur Erläuterung hing er einen Katalog der wichtigsten Zahlen an mit Hinweisen, wo sie überall im biblischen Bereich eine Rolle spielten. Karl, der für seine Antwort nicht lange Zeit brauchte, wischte das alles beiseite und argumentierte schlicht und einfach mit den festen Tatsachen, daß es sich um abrundende Bezeichnungen handle, daß an Sonntagen nicht gefastet werde und — wenn noch weitere fastenfreie Tage eingeschaltet würden — bei der Verlängerung der Fastenzeit praktisch doch nur vierzig Tage herauskämen usw.<sup>2)</sup> Damit fiel Alcuins auf unsicherem Pfosten stehendes Gedankengebäude in sich zusammen, und wo der sonst von Karl so hochgeschätzte Gelehrte komplizierte Geheimnisse gewittert hatte, herrschte wieder nüchterne Klarheit — Alcuin wiederholt einmal aus einem Briefe Karls den Satz: „Klug fragen, heißt lehren“<sup>3)</sup>. Insofern war der König auch ein sehr guter Lehrer.

Die Fragen, auf die Karl in der Bibel stieß und die er beantwortet haben wollte, waren ganz sachlich: Warum — z. B. — erwähnen Matthaeus und Marcus den Hymnus nach dem Abendmahl nur, warum bringen sie ihn nicht wörtlich?<sup>4)</sup> Wer empfängt den Lohn, für den laut Paulus die Menschen gekauft werden?<sup>5)</sup> Fragen also, die nach ihrer Denkart völlig den Fragen entsprechen, auf die Karl in der Natur stieß: Warum verdunkelte sich die Sonne? Was war die Natur des Nichts und der Finsternis?

Karl tritt also die Berechtigung der allegorischen Methode nicht ab, konnte das auch gar nicht, da ja die Theologen sie bejahten. Aber er wollte sicher gehen — eben da erwies sich die Schwäche der

<sup>1)</sup> Mon. Germ., Epist. IV (aevi Karol. II) S. 552, Epist. var. Nr. 35: *Nihil tamen allegorice aut figurate ibi attendas, sed nudum sermonem nudamque litteram rem nudam significantem. Non enim nos latet, quid allegorice maiores nostri in his intellegere voluerunt, quoniam si alia exempla queres, quam plurima prompta sunt* (es folgen neun Bibelstellen, in denen von „tenebrae“ die Rede ist).

<sup>2)</sup> Ebd. S. 224 ff.: Alcuini epist. Nr. 144—145 (798).

<sup>3)</sup> Ebd. S. 205: epist. Nr. 136 (Z. 19 mit Anm. 1).

<sup>4)</sup> Ebd. S. 471 ff.: epist. Nr. 308.

<sup>5)</sup> Ebd. S. 466 ff.: epist. Nr. 307.

Man hat — da Alcuin elegant zu schmeicheln verstand — Abstriche machen wollen, aber der Inhalt dieser Traktate paßt so voll und ganz zu dem, was dem König am Herzen lag, nach seiner Art ihm am Herzen liegen mußte, daß man sie zu nehmen hat, wie sie lauten. Eine unverfängliche Bestätigung bieten zwei Fragen, die von Angilbert an Karls Hof aufgeworfen worden waren und — da unentschieden geblieben — vom König Alcuin zur Entscheidung übermittlelt wurden: Welchen Geschlechts ist das Wort „rubus“ (Brombeerstaude)? Und welche orthographische Form ist besser: „despicere“ oder „dispicere“?<sup>1)</sup>

Ein handgreiflicher Beweis für Karls Interesse an der Grammatik liegt noch vor in der auf sein Geheiß hergestellten, jetzt in Brüssel verwahrten Abschrift des „Liber de diversis questiunculis“, in dem der zeitweise an seinem Hofe lebende Grammatiker Petrus von Pisa Antwort auf knifflige Fragen gab<sup>2)</sup>.

Sehr bezeichnend ist, daß Karl gegenüber der aus der Patristik stammenden und von den karolingischen Gelehrten hochgeschätzten allegorischen Bibelerklärung Vorbehalte machte. Diese war beherrscht von dem Gedanken, daß jeder Bibelstelle ein tieferer Sinn — womöglich sogar mehrere — zugrunde liege, den die Kundigen ans Licht zu ziehen versuchen müßten; insbesondere wurde das Alte Testament darauf geprüft, wo und wie es bereits auf die im Neuen Testament berichtete Heilsgeschichte hindeute. Eine große Rolle bei der Herstellung solcher Verknüpfungen spielten die Zahlen — in diesem Zusammenhang von „Zahlenmystik“ zu sprechen, ist ganz unangebracht, da es sich um ein uns zwar gar nicht mehr überzeugendes, aber in sich schlüssiges Verfahren handelt.

Der Nachteil dieser Methode war, daß ihre Ergebnisse nie völlige Gewißheit besaßen, da die einen Ausleger dies und die anderen das aus der Bibel herauslasen. Auf Gewißheit, auf eine gegen Deuteln gefeierte „Richtigkeit“ kam es Karl aber auch in diesem Bereich an.

Bei seiner — schon angeführten — Rückfrage, ob Dungal die Ausführungen des Fridugis über das Nichts und die Finsterheit für richtig halte, trug Karl ihm ausdrücklich auf, er solle sich nicht um eine allegorische Auslegung bemühen, sondern um eine nackte Ausdrucksweise und eine nackte Niederschrift, die eine nackte Tatsache

<sup>1)</sup> Mon. Germ., Epist. IV (aevi Karol. II) S. 260f.: Alcuini epist. Nr. 162.

<sup>2)</sup> Paul Lehmann, Erforschung des Mittelalters III, Stuttgart 1960, S. 70. (Dieser Aufsatz über die „Büchersammlung und Bücherschenkungen Karls d. Gr.“ zeigt, daß die Tradition meist nicht stimmt oder doch fragwürdig bleibt; immerhin läßt sich Karls weit gespanntes Interesse erkennen; die antiken Autoren nahmen jedoch keinen beherrschenden Platz ein).

Fremden Platz machen. Also: Karls kulturelles Bemühen war in keiner Weise historisch ausgerichtet, sondern sachlich: Wie immer und wo immer „Wahres“ und „Richtiges“, das den Weg zu weisen vermochte, aufzuspüren war, wurde es genommen — wäre in Karls Zeit bereits der Zugang zum Wissen der Araber geöffnet gewesen, kein Zweifel, daß auch deren Wissensschätze ausgenutzt worden wären.

Die Bezeichnung „Karolingische Renaissance“ führt also auf doppelte Weise in die Irre. Wie aber soll man den zugrunde liegenden Vorgang benennen? In Fällen von dieser Art hält man sich am besten unmittelbar an die Zeitgenossen: Welche Wörter gebrauchten sie, um zu bezeichnen, was vor ihren Augen, womöglich mit ihrer Mitwirkung sich vollzog? Wir führen noch einmal die Verben an, die in diesem Zusammenhang benutzt worden sind<sup>1)</sup>: *corrigere*, *emendare*, *restituere*, *renovare*, *reformare*, *revocare*. Die mit der Vorsilbe *re-* gebildeten Verben waren bereits seit der patristischen Zeit so oft benutzt worden, daß sie in ihrer Bedeutung schillerten; sie hatten auch meist einen kirchenhistorischen Klang angenommen, wiesen also zeitlich zurück<sup>2)</sup>. Wollten wir von einer „Emendatio“ sprechen, so wäre — da dieses Wort nicht „aktiv“ genug ist — nicht im vollen Umfang eingefangen, daß es sich um die planmäßige Wiederherstellung des „Wahren“ und „Richtigen“ handelt. Das aber tut der Begriff „*Correctio*“.

Wir schlagen deshalb vor, die schiefe Bezeichnung „karolingische Renaissance“ ganz fallen zu lassen und — soweit es sich nicht um politisch ausgerichtete, bewußt an der Antike (einschließlich der christlichen Antike) orientierte Bestrebungen handelt, sondern um die von Karl dem Großen gesteuerten kulturellen Bemühungen — zu sprechen von der „karolingischen *Correctio*“<sup>3)</sup>.

Bei einer „von oben“ bewirkten und gelenkten Bildungsreform ist es ja meist so gelaufen, daß die nächste Generation sich gegen sie wandte, also die Geschichte bald über sie hinwegschritt. Im Falle der „*Correctio*“ Karls geschah es dagegen, daß sein Sohn,

<sup>1)</sup> Vgl. oben S. 333.

<sup>2)</sup> Reiches Material zur Geschichte dieser und verwandter Begriffe bei Gerhart B. Ladner, *The Idea of Reform. Its Impact on Christian Thought and Action in the Age of the Fathers*, Cambridge (Mass.) 1959 (533 S.); vgl. das ergiebige Register.

<sup>3)</sup> Natürlich berührten sich „*Correctio*“ und „*Renovatio*“, und daher lassen sich Belege anführen, die für beide Bestrebungen zugleich Zeugnis ablegen; vgl. die Nachweise bei Lehmann a.a.O., S. 111f. und Fleckenstein a.a.O., S. 94ff.

Allegorese. Sie lief ja darauf hinaus, daß das Wort, um dessen „Richtigkeit“ sich Karl so emsig bemühte, einen doppelten Boden hatte, den man mutmaßen, aber nicht mit völliger Sicherheit feststellen konnte. Die Sicherheit, die mit Mühe „oben“ gewonnen war, schwand also „unten“ wieder.

Auf derselben Ebene liegt, daß Karls Berater — sicherlich auch er selbst — Personifikationen mißbilligten: diese waren nicht nur anstößig wegen ihrer Beziehungen zur heidnischen Götterwelt, sondern auch deshalb, weil sie für etwas gesetzt wurden, was die Sinne unmittelbar wahrzunehmen imstande waren; sie entsprachen nicht der Wahrheit, sie verunklärten also. Diese Auffassung ist einem Kapitel der „Libri Carolini“ zu entnehmen, daß gegen die aus der Antike stammenden Personifikationen polemisiert<sup>1)</sup>. Der Kunst komme die Aufgabe zu, einerseits den Betrachtern die Erinnerung an das Geschehene „in veritate“ vor Augen zu führen, andererseits die Sinne aus der Erdichtung so herauszuführen, daß sie die „veritas“ von neuem pflegen könnten, oder umgekehrt ausgedrückt: die Kunst solle sichtbar machen, was ist, war oder sein kann, dürfe auch das, was nicht ist, war, auch nicht noch sein kann, sichtbar machen, aber das Erdichtete dürfe der Bibel nicht widersprechen, wie das z. B. bei den Personifikationen des Abyssus und Tellus, dargestellt in menschlicher Gestalt, oder bei Sol und Luna, wiedergegeben als Gesichter mit Strahlen der Fall ist — es folgt ein langer, gelehrter und sich auf Isidor stützender Katalog von solchen anstößigen Personifikationen. Kurz — so läßt sich das lange Kapitel zusammenfassen — die Kunst sei nur so lange berechtigt, als sie

<sup>1)</sup> Mon. Germ., Concilia, Supplementum (1924) S. 150ff.: III, cap. 23. Vgl. bes. S. 150f., Z. 38ff.: *Picturae interea ars cum hoc inoleverit, ut rerum in veritate gestarum memoriam aspicientibus dejerret et ex mendacio ad veritatem recolendam mentes promoveret, versa vice interdum pro veritate ad mendacia cogitanda sensus promovet et non solum illa, quae aut sunt aut fuerunt aut fieri possunt, sed etiam ea, quae nec sunt nec fuerunt nec fieri possunt, visibus dejerret.*

Zu dem Kapitel II, 23 vgl. auch Ann Freeman, Theodulf of Orleans and the Libri Carolini, in: *Speculum* 32, 1957, S. 701f.

Instruktiv ist hier das Gedicht XLV Theodulfs von Orléans (Mon. Germ., Poet. lat. I, S. 543f.): *De libris quos legere solebam et qualiter fabulae poetarum et philosophis mystice pertractentur.* Hier heißt es in Vers 20: *Plurima sub falso tegmine vera latent.* Vor allem geht der Dichter auf Cupido ein.

Über die neue Art der Monatsdarstellungen (Menschen bei den für die einzelnen Monate bezeichnenden Tätigkeiten), die ohne Personifikationen auskam, eine karolingische Schöpfung, die nur in Einzelheiten auf ältere Typen zurückzugreifen brauchte, vgl. oben S. 318 Anm. 1.

Aber eines sei doch zu bedenken gegeben. Warum ist Karl nicht als Eroberer und Unterjocher in die Geschichte eingegangen? Denn betrachtet man, was er von 768 bis 814 bewirkte, als Ganzes, dann ist er einer der größten Umstürzer, den das Mittelalter erlebt hat. Er unterwarf oder machte sich gefügig die Sachsen, die Slaven an der Ost- und Südostgrenze, die Bayern, die Langobarden und Beneventaner, die Spanische Mark und Aquitanien.

Aber in jedem dieser Länder ging Karl verschieden vor, wie es die Gegebenheiten ihm geboten scheinen ließen, hier Recht und Tradition schonend oder sogar neu belebend, dort Neues an die Stelle des Alten setzend, wo das Bisherige nicht auslangte: Neues, aber nicht gewaltsam Umstürzendes, sondern dem Verstande Einleuchtendes. Im Bereiche der Politik hat Karl etwas von einem Architekten, der eine Aufgabe von bisher noch nicht geforderter Größe anpackt, alles benutzt, nichts überstürzt und schließlich einen Bau zusammenfügt, dessen Teile sich überzeugend zusammenschließen, weil den Architekten außer der Tradition auch ein konstruktives Ingenium leitete.

So ist Karls Riesenreich als solches zwar wieder zerbrochen, weil keiner seiner Nachkommen mehr sein Riesenmaß erreichte; aber die von ihm geschaffene Ordnung bildete fortan die Grundlage für die politische Gliederung des Abendlandes. Das ist sicherlich kein Zufall; denn in Karls Schöpfung, die in so einmaliger Weise Tradition und Neuerung verband, war so viel „Richtiges“, daß selbst der Eigennutz der rivalisierenden Enkel und Urenkel das nicht wieder beseitigen konnte.

Noch zu Lebzeiten Karls hat der von ihm wegen seiner astronomischen Kenntnisse um Auskunft gebetene irische Mönch Dungal einmal versucht, die nach allen Seiten ausstrahlende Wirkung des ersten abendländischen Kaisers in Worte zu fassen. Sie sind im Ton der herkömmlichen Panegyrik an Karl gerichtet, treffen aber doch das Richtige: in dieser Welt, die jetzt von den Franken beherrscht werde, sei — so heißt es in seinem Brief — Karl allen ein Lehrer durch seine guten Werke, Tugenden und geistigen Interessen, und er gebe ihnen ein in der Geschichte noch von niemand erreichtes Beispiel: den Beamten beim Verwalten, den Kriegern im Waffendienst, den Geistlichen beim Bewahren der christlichen Religion,

„tabula“ hätte entwerfen lassen; in diesem Falle wäre jedoch nicht der Kreis, sondern die Pyramide angemessen gewesen. Zu dem Datum dieses Vorgangs s. D. Bullough, *The Dating of the Codex Carolinus* Nos. 95—97, *Wilchar, and the Beginning of the Archbishopric of Sens*, im Deutschen Archiv 18, 1962, S. 228.

Als allgemein angenommen darf wohl bezeichnet werden, daß der Bereich der politisch ausgerichteten „Renovatio“ auszugliedern ist<sup>1)</sup>. Zur Erörterung stehen hier also die kulturellen Bestrebungen der karolingischen Zeit. Sollen wir für sie weiter den Namen „Renaissance“ ausleihen, der ja seit Jacob Burckhardt einen festen, auch zeitlich eingegrenzten Begriffsinhalt hat? Wir sagen: Nein! und führen dafür die beiden Begründungen an, die uns die wichtigsten dünken:

Die Bezeichnung „Wiedergeburt“ paßt auf die karolingische Zeit deshalb nicht, weil sich nicht etwas vollzog, was sich irgendwie mit dem biologischen Vorgang „Geburt“ vergleichen ließe. In ihr handelt es sich vielmehr um die Auswirkung eines einzelnen übertragenden Menschen, der ihn wollte und seinen Willen auf den verschiedensten Gebieten durchsetzte: nicht nur an seinem Hof und im Umkreis der ihm geistig Nahestehenden, sondern in dem Rieserraum seines Reiches. Mochte manches auch bereits „in der Luft gelegen“ haben, möchte vieles auch zustande gekommen sein, selbst wenn Karl nicht eingegriffen hätte, auf ihn ist und bleibt zurückzuführen, daß Dichter, Theologen, Gelehrte, Schreiber, Maler, Architekten trotz der Unterschiede ihrer Interessen in gleicher Richtung antraten, daß Franken, Langobarden, Westgoten, Angelsachsen, Iren sich zu gemeinsamem Werk zusammenfanden: Karl war es, der bewirkte, daß — im langen Ablauf der Geschichte gesehen, fast schlagartig — ein neues Kapitel in der Kunst- und Geistesgeschichte begann. Um diesem Faktum Rechnung zu tragen, müssen wir nach einem anderen Wort als „Renaissance“ = Wiedergeburt suchen, einem Wort, in dem diese *actio* zum Ausdruck kommt.

Gegen solche Bezeichnung spricht ferner ein zweites, ebenso gewichtiges Argument. Karls kulturelle Bemühungen waren nicht auf die Antike als solche ausgerichtet, wie das bei den Bestrebungen einer politischen „Renovatio imperii Romanorum“ der Fall war. Sie griffen nur insoweit auf die Antike zurück, als sie „Wahres“ und „Richtiges“ anzubieten hatte; trat ihr heidnischer Charakter in allzu deutlichen Gegensatz zum Christentum, führte sie etwa — wie im Falle der Personifikationen — auf falsche Bahn, war sie abzulehnen. In anderen Fällen — so in der Theologie, in der Liturgie, in der Architektur — war das „Wahre“ und „Richtige“ nicht von der heidnischen Antike zurückzugewinnen, sondern erst vom Zeitalter der Kirchenväter. War das, was die angelsächsischen, irischen, westgotischen, langobardischen Berater zu vermitteln hatten, „richtiger“ als das den Franken Vertraute, dann mußte dies dem

<sup>1)</sup> P. E. Schramm, *Kaiser, Rom und Renovatio*. Lpz. und Berlin 1929 (2. Aufl.: anast. Neudruck mit Nachträgen; Darmstadt 1957).

---

stellen, ob das einst berechtigt war, zum mindesten: ob das heute noch berechtigt ist. Niemals kann jedoch ein Zweifel auftauchen, daß die Zeitgenossen und die ihnen Nachfolgenden recht hatten, wenn sie sprachen von

KAROLUS MAGNUS<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Über „Magnus“ als Beinamen Karls vgl. Paul Lehmann, *Erforschung* a. a. O., I, S. 129 ff.

den Philosophen und Gelehrten bei der Klärung der menschlichen und geistlichen Dinge<sup>1)</sup>.

In der Inschrift über Karls Grab, die kürzer gefaßt sein mußte, ist nur von Karls politischer Leistung die Rede: „Unter diesem Grabmal liegt der Körper Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, der das Reich der Franken, Ehre bringend, vergrößerte und, vom Glück geleitet, siebenundvierzig Jahre lang herrschte“. Der lateinische Text, bestehend aus zwei Hälften mit fast gleicher Silbenzahl, die zweite Hälfte in zwei gleich gebaute Viertel geteilt, nicht metrisch, aber auch nicht Prosa, setzt sich aus Wortgliedern von 5—8 Silben zusammen und ist für das Ohr gefällig abgestimmt, also wohlgeordnet und -gezählt, deshalb des Toten würdig und angemessen. Die Inschrift (Titulus) lautet:

„Súb hoc cónditório  
sítum est còrpus  
Károlí mágni  
átque Orthodóxi  
imperatóris,

qui régnum Francórum  
nobíliter ámpliávit  
ét per ánnos  
quádragínta séptem  
felíciter réxit<sup>2)</sup>.

Vielen ist im Laufe der Jahrhunderte der Ehrenname „der Große“ zugesprochen worden. Bei manchen müssen wir in Frage

<sup>1)</sup> Mon. Germ., Epist. IV (aevi Carol. II) S. 577: Dungali epist. Nr. 1 (a. 811). Über die Karl von den Zeitgenossen und der folgenden Generation gespendeten Lobsprüche vgl. Paul Lehmann, Erforschung des Mittelalters I, Stuttgart 1959 (Neudruck von 1941) S. 154ff.

<sup>2)</sup> Überliefert bei Einhard cap. 31 (S. 35f.).

Es folgt: noch die — sich jedem Wohlklang widersetzende — Angabe des Alters und des Todesdatums: *Decessit septuagenarius anno Domini DCCCXIII, indictione VII, V. Kal. Febr.*

Die erste Hälfte umfaßt 11 Wörter mit 27 Silben, die zweite 12 Wörter mit 30 Silben. Bei Einhard heißt es vorher: *Titulus ille hoc modo descriptus est: Sub etc.* Nicht überliefert ist vor ihm ein Chrismon, das in dieser Zeit nicht nur an den Anfang jeder Urkunde, sondern auch an den von Grabinschriften gehört. Ist es etwa bei der Abfassung — dreisilbig aufgelöst (*In Deo? In Christo?*) — mitgezählt? Handelt es sich also um 30 + 30 = 60 Silben (d. h.  $\frac{1}{2}$  Großhundert)?



